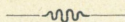


Museum für Volkskunde
Wien
BIBLIOTHEK

Nr.: 150 / 18

Standort: Z

Beiträge zur bretonischen Volkskunde.



Erläuterungen zur bretonischen Sammlung
des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien.

Von

Dr. Arthur Haberlandt.

Mit 8 Textabbildungen und 65 Figuren auf 8 Tafeln.



WIEN 1912.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.



Es wird stets ein merkwürdiges Faktum der Volks- und Völkerkunde bleiben, daß die Entschleierung des volkskundlichen Bildes Europas ernstlich erst in Angriff genommen wurde, als das Interesse an derlei Dingen durch exotische und uns ganz fremdartig anmutende Erscheinungen des Volkslebens in fremden Erdteilen mächtige Anregung und Förderung empfangen hatte. Was aber auch nunmehr von Seite der zahlreichen die Volkskunde fördernden Kreise noch geschehen mag, für die exakte volkskundliche Erforschung vieler Ländergebiete Europas, namentlich des Flachlandes und der westlichen Gebiete, ist es endgiltig zu spät geworden, und nur der Umstand, daß der Volksbesitz hier seinerzeit im großen und ganzen der gleiche gewesen sein dürfte, wie wir ihn heute noch in konservativeren Gebieten vorfinden, vermag den wissenschaftlichen Verlust nicht allzu groß erscheinen zu lassen. Vielerorts ist das Interesse an den Dingen, die vor dem Untergange zu bewahren gewesen wären, eben erst zu spät erwacht. Am regsten ist die Aufsammlung volkskundlicher Gegenstände wohl auf germanischem Volksgebiet in Angriff genommen worden, was zum Teil gewiß dem im 19. Jahrhundert hier besonders stark aufstrebenden nationalen Bewußtsein zu verdanken ist. Auf Grund einer reichen kulturellen Überlieferung hat hier die Sammeltätigkeit ganz besonders reiche Früchte geerntet — ich erinnere nur an die nordischen Museen in Stockholm, Lund, Kopenhagen, das königliche Museum für deutsche Volkskunde in Berlin, das germanische Museum in Nürnberg, das k. k. Museum für österreichische Volkskunde in Wien — die zahlreichen Provinzsammlungen gar nicht zu rechnen.

Osteuropa steht noch in der Blüte seiner volkskundlichen Tradition; Westeuropa, der kulturell fortgeschrittenere Teil, hat seine einfache ländliche Vergangenheit am meisten aus dem Auge verloren und hier klaffen daher die größten Lücken in volkskundlicher Beziehung. Das volkskundliche Material des engländischen Teiles Großbritanniens ist dank seiner frühzeitig einsetzenden Industrialisierung als endgiltig verloren gegangen zu betrachten; nur eine kleine Serie von Gegenständen aus North-Wales wurde als ein letzter Rest kürzlich von Edge-Partington dem British-Museum überwiesen.¹⁾

Derselbe Prozeß ist in den Industriebezirken Nordfrankreichs und Belgiens eingetreten und auf dem flachen Lande schreitet die

¹⁾ Dagegen besitzen die weniger fortgeschrittenen Länder, so Schottland und Irland, beachtenswerte volkskundliche Sammlungen in Edinburgh und Dublin.

Auflösung allüberall unvermeidlich weiter; sogar das ursprüngliche Wohnhaus, dieses so bodenfeste und sonst so zäh sich erhaltende Erbe angestammter Eigenart, ist in den genannten Gebieten in den neuen Kulturformen gänzlich untergegangen und verschwunden und die Abnahme des übrigen volkskundlichen Besitzes kommt in der sehr lehrreichen volkskundlichen Abteilung des Musée d'Éthnographie im Trocadero zu Paris deutlich genug zum Ausdruck.

Kein Wunder, daß sich verdoppelte Pietät an die konservativeren Gebiete wendet, die noch ganz im romantischen Schlummer vergangener Zeiten verblieben scheinen, und daß unklare Sehnsucht hier noch viel primitivere Zustände sucht, als sie die anordnende Tätigkeit wissenschaftlicher Vergleichung zu finden vermag.

Durch die freundliche Widmung des Herrn Dr. med. u. phil. R. Trebitsch in Wien ist das k. k. Museum für österreichische Volkskunde kürzlich in den Besitz einer ziemlich umfangreichen volkskundlichen Sammlung aus der Bretagne gelangt, die in ihrer Zusammensetzung zur Vergleichung mit anderem volkskundlichen Material umsomehr anregt, als die volkskundliche Literatur bezüglich der Bretagne und auch der übrigen französischen Landesteile in dieser Hinsicht verhältnismäßig dürftig genannt werden muß. Es mag daher angezeigt erscheinen, unsere Sammlung einer kurzen Besprechung vergleichender Art zu unterziehen.¹⁾

Die Bretagne ist in den Augen des Franzosen heute noch sozusagen ein Stück Mittelalter, ja ein Stück heidnischer Vergangenheit, das mit seinen wundersamen, der jüngeren Steinzeit angehörigen Steindenkmälern, seinen abenteuerlich geformten Felsbildungen, der altertümlichen Artung seiner Bewohner und deren oft düsteren und geheimnisvollen Gebräuchen fast unverständlich und als eine Welt für sich in unsere Zeiten hineinragt.

Die objektive Forschung muß freilich bald erkennen, daß auch das eigenartige Volksleben der Bretonen und was dazu gehört im Grunde genommen ein sehr vielgestaltig zusammengesetzter Komplex ist, der, wie zu erwarten, neben Spuren relativ bedeutender Isoliert-heit noch viel mehr Züge universellen Charakters aufweist, die ihn mit allen möglichen näher und ferner gelegenen Gebieten in kulturgeschichtliche Beziehung setzen. Am deutlichsten tritt dies, wie wir sehen werden, am Hause und seiner Einrichtung hervor, welche letztere im bäuerlichen Milieu ja stets der Beeinflussung von Seite des Besitztums höherer Gesellschaftskreise unterliegt.

Bevor wir jedoch die einzelnen Kulturerscheinungen untersuchen, wollen wir uns ganz kurz den wirtschaftlichen Verhältnissen der bretonischen Landbevölkerung zuwenden und beginnen dabei mit der lebendigen Zelle des ganzen Wirtschaftsorganismus, dem Bauerngute.

¹⁾ Die reichliche Ausstattung mit Abbildungen wurde gleichfalls durch die Opferwilligkeit des Herrn Dr. Trebitsch ermöglicht.

Der Bauernhof mit dem Hausgarten und allem, was dazugehört, weicht in seiner Anlage in der Bretagne nicht wesentlich von der in benachbarten Landesteilen ab.¹⁾ Ein charakteristischer Zug muß allerdings hervorgehoben werden, es ist die Umwallung der Grundstücke mit Erdmauern, die in ihrer Gesamtanlage oft 1 bis 2 m breit und 2 m hoch werden kann; bis weilen werden die Erdwälle auch mit Steinbelag versehen. Je nach dem Größenausmaße unterscheidet man verschiedene Arten der Umwallung. Obenauf wird Ginster und Stechginster gepflanzt, der, kurz gehalten, eine lebende Hecke ergibt; auch Bäume sind oft reihenweise in diese Anschüttungen eingesenkt.²⁾ Dank diesen lebendigen Schutzwehren, die überdies noch wertvolles Brennholz liefern,³⁾ braucht der Bretone fast nie oder nur selten Holzzäune, die darum auch nur in den einfachsten Formen auftreten, als Stangenzaun, aus senkrechten Gabelpfosten und horizontal darübergelegten Stangen bestehend; hie und da erscheint ein Weg mit einer Barriere einfachster Art, einem quer auf zwei Pfosten genagelten Balken, gesperrt, andere Formen sind kaum anzutreffen.

An Bodenfrüchten ist die Bretagne ziemlich arm; Buchweizen, die genügsame Kornfrucht armer Böden, spielt eine Hauptrolle, doch wird auch Hafer, Korn, Gerste u. s. w. gebaut.

Viehzucht wird im ganzen Lande reichlich und mit steigendem Erfolge getrieben, und wo Klima und Boden es erlauben, stehen in den Grundstücken, zahllos und reiche Frucht tragend, die Apfelbäume, die heute einen der wichtigsten Faktoren bezüglich des Wohlstandes des Landes bilden.

Von Siedlungsformen begegnen wir allen Typen von der Zusammendrängung der Häuser im engen Straßendorf bis zur Einzelsiedelung. Wir gehen indessen auf diese von verschiedenen Faktoren beeinflussten Verhältnisse hier nicht näher ein, sondern wenden uns gleich der Besprechung des Bauernhofes im einzelnen zu.

Das bretonische Haus weicht, um dies gleich vorweg zu nehmen, in keiner Weise von den Haustypen der angrenzenden Gebiete ab; wir finden bis in die Normandie und nach Maine hinein überall dieselbe Grundgestalt wieder; die Hofanlage, worunter wir die dem Hauswesen und dem landwirtschaftlichen Betriebe dienenden Gebäude in ihrer Gesamtheit verstehen, erscheint den jeweiligen Bedürfnissen angepaßt und bietet daher in der Bretagne stets ein ärmlicheres Ansehen als in den reicheren östlichen Gebieten.

Die einfachste Form des Hofes ist, wie überall, der »Streckhof«. Wohn- und Wirtschaftstrakt, nämlich die Stallungen für Pferde und Kühe, sind unter einem ungebrochenen First aneinandergesetzt. Der

¹⁾ Vergl. C. Vallaux: La basse Bretagne: Étude de Géographie Humaine. Paris 1907. — Enquête sur les conditions de l'habitation en France. 2 Bde. Paris 1894.

²⁾ Vallaux a. a. O., S. 100 ff.

³⁾ Dr. R. Trebitsch in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“, 31. Jahrgang 1909, S. 211.

Dachboden über dem Stall dient als Speicher. Der Wohntrakt überragt in der Regel den Stall um ein geringes, der Raum unter dem Dache diente ursprünglich gleichfalls zur Aufbewahrung von Feldfrüchten; in moderneren Häusern wird derselbe jedoch etwas höher gebaut und erscheint in eine Wohnstube für den Hausherrn, beziehungsweise auch dessen Familie umgewandelt, während das Gesinde in dem Küchenraum zu ebener Erde verbleibt.¹⁾ Da eine solche Überhöhung des Stockes allgemein als ein Zeichen der Wohlhabenheit angesehen wird, hat sie sich überall rasch eingebürgert.

Als selbständige Gebäude treten nur die Scheuer für Kornfrüchte und der Schweinestall auf. Der halb offene Wagenschupfen wird, wo er vorkommt, an ein schon bestehendes Gebäude, in der Regel die Scheuer, angelehnt. Diese Gebäude werden dem Wohnhause gewöhnlich auf der anderen Seite des »Hofes« gegenübergestellt, wodurch eine Anlage unserem »Paarhof« vergleichbar entsteht. Ein derartiger Hof, den ich in Moidrey, nahe dem Mont S.-Michel, zu beobachten Gelegenheit hatte, zeigte folgende Anordnung: auf der einen Seite des teilweise mit flachen Steinen gepflasterten Hofes der Wohntrakt, bestehend aus Wohngebäude mit Oberstock, Kuh- und Pferdestall; auf der anderen Seite gegenüber dem Wohngebäude der Schweinestall, daran unmittelbar anstoßend ein Schutzdach für Äpfel, hierauf die Apfelpresse und, den Hof abschließend, die Remise für verschiedene landwirtschaftliche Geräte mit einem halb offenen Vorbau. Hier sind überhaupt schon ausgebildeter Hofanlagen anzutreffen als in der eigentlichen Bretagne, so auch Hakenhöfe, bei denen ein Teil der Ställe quer zum Haupthause gestellt wird, beispielsweise in La Fresnais unweit St. Malo.

Endlich werden hier auch die ganzen Baulichkeiten, wenn die Bedeutung des Betriebes es erfordert, an drei oder vier Seiten eines rechteckigen Hofes gruppiert, die praktischste Bauanlage auf ebenem Terrain, bei der in sehr erwünschter Weise ein einigermaßen abgeschlossener Platz für verschiedene landwirtschaftliche Verrichtungen gewonnen wird. Diese Ausbildung kommt jedoch anscheinend nur in den östlichen Gebieten, die an die Normandie und Maine, Anjou etc. grenzen, vor, während für die niedere Bretagne, also die eigentliche Halbinsel, von Vallaux nur kleine Scheuern und Schweineställe als Nebengebäude erwähnt werden, die zu einer Hofbildung in diesem Sinne natürlich nicht hinreichen.²⁾ Die Kleinheit der Scheuern steht wohl damit in Zusammenhang, daß man das ausgedroschene Stroh nicht unter Dach verwahrt, sondern in runden Haufen um Pfähle oder auch Bäume aufschobert.

Die Bauart der Häuser ist vielfach von der der alten Gutshöfe und Herrensitze (manoirs) abhängig, was umsoweniger verwunderlich

¹⁾ Vallaux a. a. O., S. 138 f.

²⁾ A. a. O., S. 135.

ist, als solche alte Gebäude, die von ihren Herren verlassen worden waren, vielfach in den Besitz von Bauern übergingen. Das ursprüngliche Baumaterial für die einfacheren Häuser war und ist überall der Bruchstein, und zwar der Granit. Als Tür- und Fensterstöcke wie auch zur Verfestigung des Mauerwerkes verwendet man stattliche Granitblöcke oder, wo diese fehlen, Eichenpfosten. In der niederen Bretagne werden die Eingangstüren der Häuser auch durch Rundbogen, seltener durch Spitzbogen überwölbt, in Anlehnung an die eben erwähnten Gutshöfe.¹⁾

Die Dachbedeckung besteht aus Stroh, das auf einem Holzgerippe über der Mauer aufrucht; es macht einen gar anheimelnden Eindruck, diese dicke Strohlage in weicher Rundung die viereckigen Dachlücken überdecken zu sehen. Bisweilen beobachtete ich (immer im Gebiete des Mont S.-Michel) größere Öffnungen zum Einbringen des Heues über dem Stalle, niemals aber Vorbauten oder Ausbauten wie bei den fränkischen Häusern.

Das obere Stockwerk war bei den älteren Häusern nur durch eine außen angebrachte Stiege zugänglich; heute bringt man zu diesem Zwecke eine Wendeltreppe im Hausinnern an.

Zum Hofe gehört außer den angeführten Baulichkeiten ferner noch häufig ein Brunnen und, wo Zidergewinnung in größerem Ausmaße getrieben wird, die Ziderpresse. Der Brunnen besitzt einen zylindrischen Schacht mit aufgemauerter halbrunder Brüstung, in welcher ein horizontaler Balken zum Aufwinden der Schöpfgefäße eingelassen ist.

Die Ziderpressen (wenigstens die neueren Konstruktionen, die mir zu Gesicht kamen) besitzen einen ringförmigen Preßgang aus Zement, in dem an einer wagrechten kreisenden Achse eine zylindrische Walze läuft; interessant ist, daß ganz dieselbe Vorrichtung in Oberösterreich und Steiermark zur Herstellung des Obstweines verwendet wird.²⁾

Natürlich werden, abgesehen von den schon aufgeführten Anlagen, nach Bedarf noch verschiedene andere Behelfe für landwirtschaftliche Arbeiten verwendet. Die Äpfel läßt man auf dem Pflaster des Hofes aufgehäuft; zum Schutze vor der Witterung wird jedoch ein einfaches Dach darüber errichtet u. s. w. Landwirtschaftliche Geräte verschiedener Art finden Platz im Wagenschupfen. Sensen, Rechen, ferner Knoblauch, Zwiebeln u. s. w. werden an Pflöcken außen an der Hauswand aufgehängt. In Moidrey sah ich einmal Extremitätenknochen vom Pferd oder Rind zu diesem Zwecke in die Wand eingelassen.

Ein höchst interessantes Kapitel würden noch die Geräte zur Feldarbeit darstellen, von denen jedoch in der Sammlung so

¹⁾ Vallaux a. a. O., S. 135.

²⁾ „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten“, Dresden 1906, S. 170 mit Abb. 58.

wenig vorhanden ist, daß wir uns hier mit ein paar flüchtigen Bemerkungen und der Hoffnung begnügen müssen, es werde uns eine künftige Arbeit recht bald darüber Aufschluß geben.

Von Dreschflegeln stehen in der Bretagne zwei Sorten in Verwendung, ein schwerer Typus (»freilh« in der Gegend von Guingamp), bei dem wie bei uns der Knüppel mit Hilfe einer sich drehenden Lederbindung (»pen-gab«, auch »kabel« oder »koubl« in Bas-Léon) am Griff (»fust«) befestigt ist — ihm gehört anscheinend der Dreschflegel in der Sammlung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde an — und ein leichterer (»c'houist«), bei dem Stock und Knüppel bloß mit Hilfe eines Bandes miteinander in gelenkige Verbindung gebracht sind.¹⁾ Die Wagen zum Einbringen des Strohes etc. sind zweirädrig und ziemlich schmal; die Räder sind gewaltig groß und der hohe Rahmen des Wagens vermag eine bedeutende Last von Stroh aufzunehmen; die Pferde werden nicht wie bei uns nebeneinander, sondern hintereinander gespannt. Die Peitsche (»skourjez«, »skourjé«) ist aus Rohr gefertigt; der Stiel zeigt manchmal eine ganz flüchtige, kaum bemerkbare Gravierung. Auch ein Winzer- oder Gartenmesser befindet sich in der Sammlung. Interessant ist daran die Zinneinlage des Holzgriffes, ein neuer Beweis für die außerordentliche Verbreitung dieser Technik, die, ursprünglich in ganz West-, Mittel- und Osteuropa heimisch, heute schon rings um die Erde zu den sibirischen Völkern, nach Nordamerika und bis in die malaiische Inselwelt gewandert ist.

Wenden wir uns nun zur *Innenrichtung* des bretonischen Wohnhauses. Das Wohngebäude als solches zerfiel in früherer Zeit lediglich in zwei Abteilungen, den einzigen Wohnraum, beziehungsweise die Küche mit dem Kamin an der freien Giebelwand, und den Stall für die Kühe; der Eingang war für Mensch und Tier gemeinsam, der Stall nur durch eine Holzwand vom Wohnraum getrennt. In neuerer Zeit bürgerte sich jedoch mancherorts noch ein zweiter, ungeheizter Wohnraum ein, durch einen Eingangskorridor von der Küche getrennt — die sogenannte »salle«, eine Repräsentationsstube, hauptsächlich für den Empfang von Gästen bestimmt, die jedoch unter gewöhnlichen Umständen meistens als Rumpelkammer benützt wird. Das häusliche Leben spielt sich nach wie vor in der Küche ab.

Der Boden dieses Raumes besteht aus gestampftem Lehm, der Kamin ist in der Regel aus Granit aufgemauert; wir werden darauf noch später zurückkommen.

Die Anordnung des Mobiliars gibt Vallaux für die niedere Bretagne, wie folgt (vergl. Fig. 1):²⁾ a^1 ist ein Kastenbett, a^2 der Uhrkasten, a^3 (bei der Stiege rechts) ein gewaltiger Schrank für Wäsche und Milch. Davor befindet sich die »banc dozel« oder Ehrenbank. Bei

¹⁾ Dieser Typus dient lediglich zum Ausdreschen des Buchweizens.

²⁾ Nach Vallaux a. a. O., Fig. 7, S. 138.

c ist der Kamin angebracht, *b* ist ein quergestelltes Büfett, »doustrille« genannt, *e* bezeichnet den Platz, wo der Eßtisch, umgeben von Bänken, steht, *d* endlich bezeichnet ein zweites Kastenbett, das jedoch nur zur Dekoration dient. Hierauf folgt als nächster Raum der Eingangskorridor; (II) stellt die oben erwähnte »salle« dar, an die sich Kuh- und Pferdestall anschließen. Ihnen gegenüber befindet sich ein Ver-schlag für Schweine und davor der unvermeidliche Misthaufen.

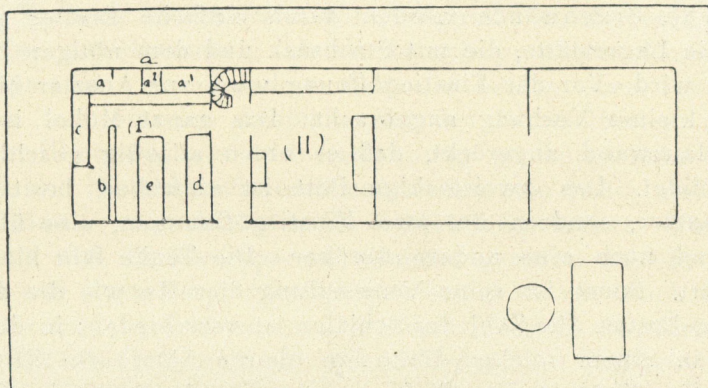


Fig. 1. Gehöfte in Trouguénnour, Gemeinde Cléden-Cap-Sizun. 5 mm = 1 m.
Nach Vallaux.

In der Umgebung des Mont S.-Michel, also einem schon ziemlich östlich gelegenen Gebiete, sah ich diese Art der Aufstellung des Mobiliars allerdings nicht mehr; hier waren die Möbel, auch das Büfett, einfach den Wänden entlang angeordnet.

Zur Erläuterung der einzelnen Möbel, die alle aus schwerem Eichenholz gefertigt sind, möge folgendes dienen: »Banc dozel« bedeutet Ehrenbank, sie heißt auch »banc hir«, lange Bank: dieselbe erstreckt sich auf den obigen Grundriß vom Bett am Uhrkasten vorbei bis zum Schrank; häufig wird sie gebildet durch den Deckel eines gewaltigen Koffers für Wäsche und Kleider, bisweilen ist es jedoch nur eine einfache Bank. Jedenfalls handelt es sich, wie schon der Name »Ehrenbank« besagt, um eine traditionell geheiligte und hochaltertümliche Einrichtung; nichtsdestoweniger scheint sie nicht durchgängig in der angegebenen Form gebräuchlich zu sein, es scheint vielmehr sehr häufig die einfache Betttruhe die Funktion des Ehrenplatzes zu übernehmen; so berichtet Dr. Trebitsch,¹⁾ daß dem Fremden, den man ehren will, regelmäßig ein Sitz auf der Betttruhe angewiesen wird, und das k. k. Museum für österreichische Volkskunde besitzt ein Kastenbett mit Truhe, deren zwei seitliche Lehnen es als ausgeschlossen erscheinen lassen, daß die Truhe jemals zu einer Banc dozel verlängert wurde. Bevor wir uns ein endgiltiges

¹⁾ »Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik«, 31. Jahrgang 1909, S. 218.

Urteil über die kulturgeschichtliche Stellung dieser Einrichtung gestatten, müssen wir nun zunächst das höchst altertümliche und bemerkenswerte Möbel besprechen, an das die Institution der Truhnenbank zweifellos anknüpft, es ist das Kastenbett. (Vergl. Fig. 2.)

Das k. k. Museum für österreichische Volkskunde besitzt zwei Typen desselben, ein einstöckiges und ein zweistöckiges. Das einstöckige Bett erhebt sich über einer Truhnenbank, die geschnitzte Vorderwand besitzt zwei Schiebefenster zum Schließen der Einstiegsöffnung, die Seitenwände werden durch einfache Bretter gebildet, ebenso die Lagerstätte, die mit Strohsack und dem nötigen Bettzeug versehen wird. Vor der Einstiegsöffnung wird zur Auszier bisweilen auch ein kleiner Vorhang angebracht. Das ganze Möbel ist derart an die Hauswand angerückt, daß es einen allseitig geschlossenen Kasten bildet. Das zweistöckige Bett ist einfacher, besitzt keine Schiebefenster, sondern nur zwei Einstiegsöffnungen, eine über dem Boden und noch eine andere darüber. Die Truhe fällt hier naturgemäß fort. Sonst ist seine Verwendung dieselbe wie die des erstgenannten Bettes. Die Zahl der Schläfer ist verschieden; in der Regel schlafen in einem solchen Bette im oberen Abteil die Eltern, im unteren die Kinder; die Tiefe ist also durchschnittlich für zwei Schläfer berechnet.

Zweifelsohne war dieser Betttypus, der sich heute in Frankreich isoliert nur in der Bretagne erhalten hat, einstmals in geschlossener Linie von hier bis nach Holland herrschend, wo wir heute noch seine nächsten Anverwandten finden. Von dort erstreckt er sich in breitem Gürtel dann noch weiter nach Osten über das ganze Gebiet des niedersächsischen Hauses und über Holstein und Dänemark nach Norden, bis nach Skandinavien hinein. Die nordischen »skabsing« sind in ganz ähnlicher Weise zweistöckig gebaut, wie dies von dem einen bretonischen Typus gilt.¹⁾

Ein weiteres Verbreitungsgebiet des Kastenbettes ist Schottland; an die Stelle der in der Bretagne und anderwärts üblichen horizontal gleitenden Schiebetüren treten hier nur vertikale Schieber zum Schließen der Einstiegsöffnung.²⁾ Leider wissen wir sehr wenig über Alter und Ursprung dieses seltsamen Betttypus. Immerhin hat namentlich K. Rhamm sich schon mit dieser Frage eingehender befaßt. Sicher ist, daß das Kastenbett früher viel allgemeiner als heute verbreitet war; Rhamm erwähnt Nachrichten von seinem Vorkommen in Württemberg und meint, daß es früher vielleicht auch in den Alpenländern verbreitet gewesen sei.

Eine von Schultz geschilderte Bettstelle aus dem oberen Engadin, die Rhamm gleichfalls hier als Beispiel heranzieht, gehört allerdings

¹⁾ K. Rhamm: „Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet“ I. Teil. Braunschweig 1908. S. 87 f.

²⁾ Mündliche Mitteilung von Miß S. Levetus.

kaum in diesen Kreis. Die betreffende Bettstelle¹⁾ (aus Isola am Silsersee, datiert 1674) stand frei im Raume, war kastenförmig gestaltet und durch an den Seiten angebrachte Schiebetüren ganz fest zu verschließen. Dieser Typus stimmt wohl am ehesten überein mit den Betten, die, nach einem Interieur des ethnographischen Museums im Trocadero zu schließen, in der Auvergne üblich waren. Das Stück, auf das ich mich beziehe, ist ein auf vier Füßen stehender viereckiger, mit Plafond versehener Kasten, dessen rückwärtige Längsseite mit einem Vorhang verschlossen wird, während an der vorderen Wand nur eine verhältnismäßig kleine, barock profilierte Einstiegöffnung ausgespart ist. Zweifelsohne sind die beiden eben beschriebenen Formen nur extreme Ausbildungen des Himmelbettes, mit einem »Bretter-Himmel«, wie er in Anlehnung an bürgerliche Bettformen des 15. und 16. Jahrhunderts²⁾ entstanden sein dürfte und im bäuerlichen Hause noch heute weite Verbreitung besitzt. Um nur zwei Beispiele aus Mitteleuropa zu nennen, gehören sowohl zahlreiche Betten aus Vorarlberg, Oberösterreich u. s. w. wie auch Betten aus dem Königreiche Sachsen in diesen Kreis. Für die Geschichte unseres an die Wand angelehnten, oft auch mehrstöckigen Kastenbettes ist aber aus diesen verhältnismäßig späten Formen wohl nichts zu gewinnen. Rhamm schließt auf Grund sprachlicher Tatsachen, deren Deutung allerdings nicht absolut verlässlich ist, daß der Bettschrank schon im 12. Jahrhundert, also ziemlich früh, in Westfalen heimisch war und als ein fester Bestandteil des niedersächsischen Hauses zeitlich noch weiter zurückreiche. Er erwägt aber doch auch die Annahme, ob der Typus nicht auf holländischem Boden höheres Alter und größere Ursprünglichkeit besitze.³⁾ Zweifelsohne ist sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet auf germanischem Boden zu suchen, auch sein hohes Alter dortselbst dürfte feststehen, wenn wir an sein überraschendes Auftauchen in Schottland denken; in das romanische Wohnhaus der Bretagne hat er wohl erst sekundär, aber gewiß verhältnismäßig früh Eingang gefunden. Der Typus unserer Stücke läßt sich für eine auch nur hypothetisch geäußerte Altersbestimmung wohl nicht verwenden.

Das zweistöckige Bett ist verhältnismäßig späten Datums. Der älteste Zug daran ist der barocke Schnitt der Einstiegöffnung und der Füllrahmen, aber er darf uns nicht den Blick dafür trüben, daß sowohl der Firnisstrich wie vor allem die echt volkstümliche, aber doch verhältnismäßig junge Auszier der Wand mit Herz- und Sternmotiven aus Messingnägeln das Stück in eine erheblich spätere Zeit, etwa die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, verweist. (Taf. IV, Fig. 5.)

¹⁾ Rhamm a. a. O., S. 89.

²⁾ Vergl. M. Heyne: „Das Deutsche Wohnungswesen“, Leipzig 1899, S. 265

³⁾ Rhamm a. a. O., S. 95.

Das größere einstöckige Bett (Fig. 2) trägt auf einem Schiebefenster die Jahreszahl 1724. Wir möchten derselben nach ihrer ungeschickten Ausführung und der unkünstlerischen Art der Anbringung keine allzu große Bedeutung zumessen — vermutlich hat sie ein neuer

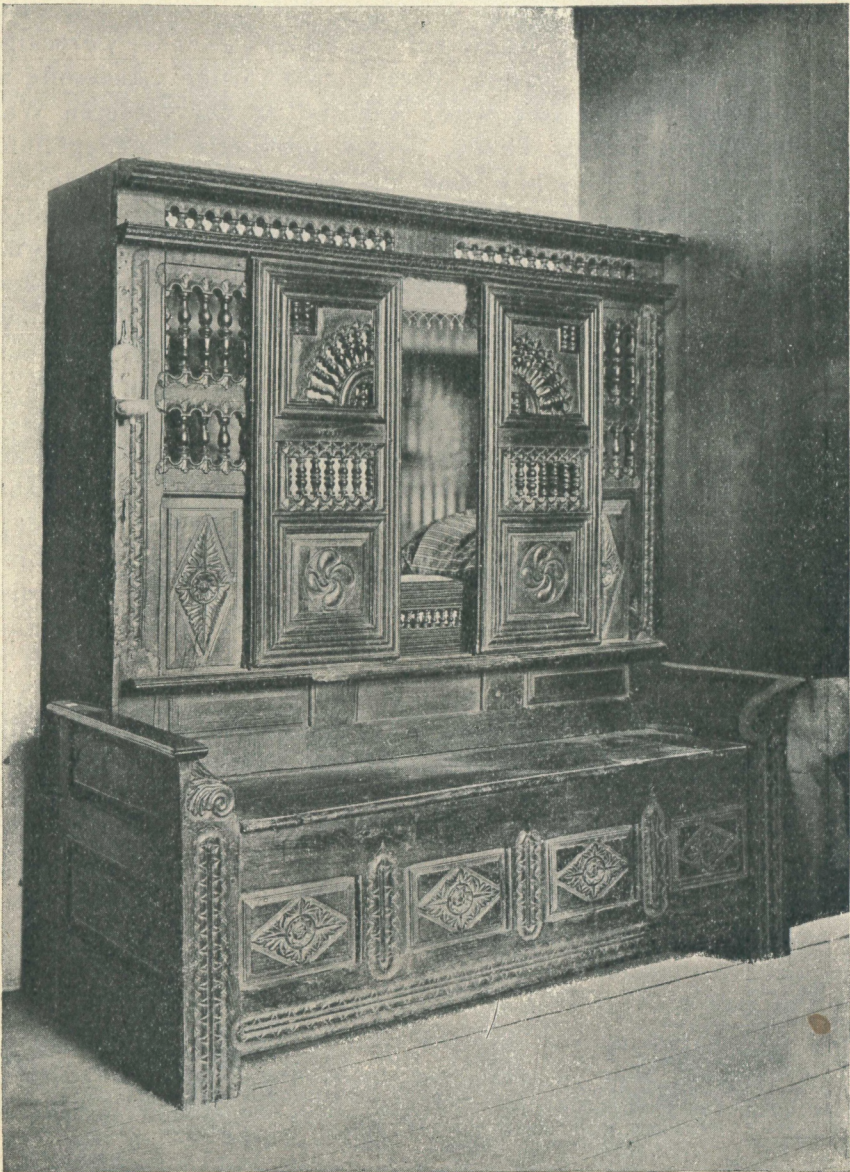


Fig. 2. Kastenbett aus Eichenholz, um 1700.

Besitzer einmal dort angebracht — und das Stück eher für älter halten. Die Ausschmückung zeigt die für die bäuerliche Kunstübung sehr charakteristische Zusammenbringung von Ornamenten aus verschiedenen Stilperioden. Die Akanthusfriese sowie die Rosetten des Truhen-

6MV
27.958

untersatzes sind ganz reine Renaissanceformen, der Ansatz der Lehnen zeigt aber doch schon den Übergang zur barocken Rollenbildung, während die Blasenwirbel der Schiebetüren uns ins 15. Jahrhundert zurückführen. Dieses letztere ist immerhin ein Anhaltspunkt dafür, seit wann das Bett in seiner jetzigen Form mindestens schon besteht. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Einrichtung in der Bretagne aber erheblich älter. Was uns zu einer solchen Vermutung berechtigt, ist die Tradition, die an die *Bettruhe*, die *Bettbank* und den *Sitz* auf derselben anknüpft. Die Verwendung der Truhe zur Aufbewahrung von Mehl und dergleichen ist vollkommen mit der Bestimmung der niedersächsischen und nordischen *Bettruhe* identisch. Mit der niedersächsischen stimmt sie auch äußerlich vollkommen überein; der Deckel ist nämlich hier wie dort nicht aufzuklappen, sondern abzuheben. Vor allem aber gilt die Truhe in der Bretagne als *Ehrensitz*, genau so wie uns dies im germanischen Verbreitungsgebiet von der Insel Samsö bezeugt ist, das heißt, sie bedeutet ein mit dem Hauswesen als solches eng verwachsenes, traditionell geachtetes Inventarstück.¹⁾ Dieser Zug ist, wie wir aus seinem unverkennbaren Zusammenhang mit der Einrichtung des Hochsitzes u. s. w. schließen müssen, gewiß in sehr frühen und ursprünglichen Zeiten entwickelt worden; hätte man das Kastenbett im 15. Jahrhundert als einfaches Gebrauchsmöbel übernommen, so hätte sich die Sitte wohl kaum mehr mit übertragen lassen, wengleich uns das Beispiel des so ehrwürdig gewordenen Armstuhles oder »Größvaterstuhles« lehrt, in solchen Fragen vorsichtig zu sein. Wir dürfen aber doch jedenfalls mit einem ziemlich hohen Alter des Kastenbettes in der Bretagne rechnen.

Weitere wichtige Bestandteile des Hausrates sind der *Kasten* (*pres* im Dialekt von Tréguier, in Léon *armell*, *arbell*),²⁾ das *Büfett* (*parailher*, *listrier*, auch — selten — *beselier* = franz. *vaisselier*) und die *Standuhr*. Diese Möbel entstammen unzweifelhaft dem bürgerlichen französischen Haushalte; in der Regel bewegt sich ihre Ausschmückung im Formenkreise des 18. Jahrhunderts, namentlich auch noch der Barocke, der die Bauernkunst fast aller Länder nördlich der Alpen ihre hauptsächlichsten Anregungen bis zu ihrem Ausleben in der Jetztzeit verdankt. In der Sammlung des Museums befindet sich kein Kasten; in der Regel ist er anscheinend ein großes, stattliches Möbel von eleganterer Formgebung. Das Büfett im Besitze des Museums zeigt Stilelemente des Rokoko in den asymmetrisch geschwungenen Füllungen, während die Eisenbeschläge schon vollkommen klassizistische Schulung des Arbeiters verraten.

Im Gebiet von Cornouaille hat das Büfett eine ganz eigentümliche *Auszier* erhalten. Wie aus der nach Vallaux gegebenen Skizze

¹⁾ Dr. Trebitsch a. a. O., S. 118; Rhamm a. a. O., S. 105.

²⁾ Die im Text gegebenen bretonischen Termini und Erklärungen verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Prof. J. Loth am Collège de France in Paris.

ersichtlich, wird es hier mit der Schmalseite an die Wand anstoßend aufgestellt; die Rückwand sieht solchermaßen gegen die Tür hin, sie wird beschnitzt und weist in der Regel das Bild der heiligen Jungfrau auf, während die Vorderfront eben die eines simplen Geschirrschranks ist. Die Ausschmückung der Rückwand steht zweifelsohne in Zusammenhang mit der Querstellung; warum diese bevorzugt wurde, ist nicht recht klar; vielleicht hat Platzmangel hierzu Anlaß geboten.

Was die Namen angeht, so vermögen uns dieselben leider nicht darauf zu führen, welches die eventuellen Vorfahren dieser Einrichtungsgegenstände im bretonischen Hause gewesen sein mögen. Die Uhr besitzt naturgemäß keinen solchen; der Uhrkasten taucht erst im späten 17. Jahrhundert auf, die hineingestellte Uhr ist oft von weither importiert; man kann in der Bretagne dieselben Bauernuhren zu Gesicht bekommen, die in unseren Alpenländern verbreitet sind. Hier nachzuforschen, scheint überflüssig. Eher läßt sich aus den Namen für den Kasten etwas entnehmen. *Armill*, *arbell* entstammt wohl dem Französischen und dürfte wohl eine Verballhornung von *armoire* darstellen.

Die Bezeichnungen »*parailher*« und »*listrier*« für das Büfett (letzteres von *listri*, sing. *lestr* — Gefäß) beziehen sich wohl auf die Unterbringung von Küchengerät im allgemeinen und werden in diesem Sinne sowohl für den Küchenschrank wie für die Löffelhänge(!) verwendet. Wahrscheinlich hat man sich eben in früherer Zeit mit der Unterbringung des Hausgerätes auf Stellbrettern an der Wand, auf dem Bord, der rings um den Kaminmantel läuft, und ähnlichen nicht charakteristisch hervortretenden und gewählten Plätzen begnügt. Kleidungsstücke fanden wohl in den Truhen, dem Aufbewahrungsmöbel *katexochen*, Platz, soweit man sie nicht an der Wand oder unter der Balkendecke aufhängte.

Kleinere Geräte, Schmuck und dergleichen finden wir, um uns den heutigen Verhältnissen wieder zuzuwenden, in Holzkofferchen in verschieden abgestufter Dimensionierung bis hinauf zu den großen Truhen verwahrt, auch Spanschachteln aus gebogenem Fichtenholz werden zu diesem Zwecke verwendet. Letztere sind ja auch bei der bäuerlichen Bevölkerung unserer Alpenländer ungemein beliebt und dürften wohl ein Ableger der in den vornehmeren Haushaltungen des 16. und 17. Jahrhunderts gebräuchlichen Wismutkästchen sein; ihre Bemalung zeigt in Farbe und Motiven deutliche Anklänge an die Verzierung dieser letzteren.

Als zum Wohnhausrat gehörig sind noch zu bezeichnen die Wiege und die Kinderschule. Die Wiege in der Sammlung des Museums, aus Eichenholz gefertigt, zeigt in der Art der Ausschmückung, vor allem der Verzierung mit Messingnägeln, enge Verwandtschaft mit dem zweistöckigen Bett (siehe oben S. 11) und

darf wohl als derselben Zeit und Gegend angehörig gelten. Der Bogen am Kopfende, der dazu dient, einen schützenden Vorhang zu tragen, ist einfach aus zwei Spanstücken von Haselnußzweigen zusammengesetzt, weist also durchaus nicht jene zierliche Ausgestaltung auf, die diese Wiegenbänder in manchen Teilen der Alpenländer auszeichnet. Die Wiege steht regelmäßig auf der Bettruhe, so daß die Wöchnerin oder Mutter das Kind von ihrem Lager aus betreuen kann.¹⁾ Die Kindergehschule mit ihrem in der Längsrichtung hin und her zu schiebenden Brettchen ist gewiß von bürgerlichen Kreisen so wenig verschmäht worden wie von bäuerlichen; leider ist mir über ihre eventuelle Verbreitung außerhalb der Bretagne nichts weiteres bekannt.

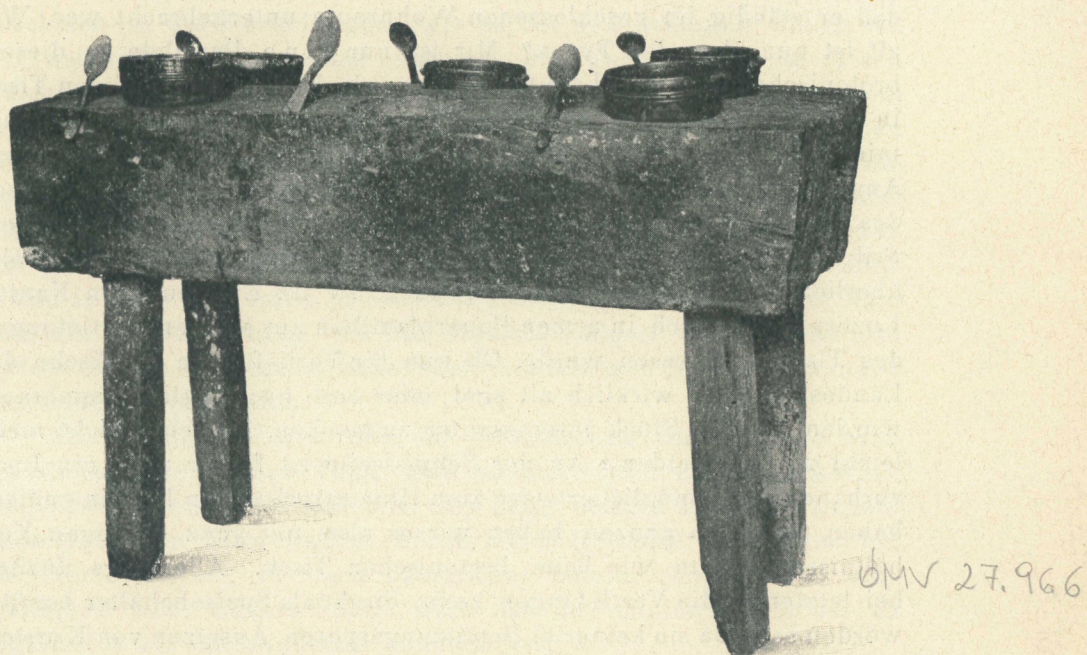


Fig. 3. Eßtisch mit schalenförmigen Vertiefungen.

Das wichtigste Möbel zu Eßzwecken ist hier wie überall der Tisch. Der gewöhnliche Typus im bretonischen Hause ist der Truhentisch, aus Eichenholz gefertigt, mit einer in zwei Führungen gleitenden Platte und einem truhenförmigen Untersatz, in dem Speisevorräte und dergleichen Aufnahme finden konnten. Diese Form, die sich nach Viollet-le-Duc auch sonst noch in französischen Bauernhäusern erhalten hat, ist sicherlich eine höchst altertümliche Einrichtung von ehemals weiter Verbreitung in Europa; treffen wir sie doch heute noch in ganz gleicher Art bei den Rumänen in den östlichen

¹⁾ Trebitsch a. a. O., S. 215.

Karpathen an¹⁾); einen noch primitiveren Eindruck aber macht der Tisch, von dem wir die umstehende Abbildung bringen (Fig. 3). Das ganze Möbel besteht aus einem auf vier prismatische Füße gesetzten Eichenklotz, in dessen obere Fläche Vertiefungen — wahrscheinlich zum Hineinstellen von Eßschalen — angebracht sind. Außerdem sehen wir an der oberen Kante quere Einschnitte zum Einstecken der Holzlöffel, die zu diesem Zwecke ein abgeflachtes Griffende aufweisen; endlich findet sich in der Nähe der einen Schmalseite ein Loch zum Einstecken der Kerze. Nun liegen leider keine Anhaltspunkte weder für das Alter des Stückes noch für das des Typus an sich vor. Die stark fortgeschrittene Verwitterung des so widerstandsfähigen Eichenholzes läßt allerdings darauf schließen, daß der Tisch als solcher mindestens 400 bis 500 Jahre alt ist, besonders wenn man bedenkt, daß er ständig im geschlossenen Wohnraum untergebracht war. Wie alt ist nun aber der Typus? Mir ist nur eine Parallele zu diesem bretonischen Möbel bekanntgeworden; sie bezieht sich auf den Tisch in der Alten Küche des Züricher Museums. Auf mein Ersuchen hat mir Herr Vizedirektor Zempp in der freundlichsten Weise nähere Angaben über das betreffende Stück zur Verfügung gestellt. Der Tisch des Züricher Museums stammt aus dem Kanton Wallis und gehört seinem Stil nach ins 18. Jahrhundert. »Es wird von ganz glaubwürdiger Seite überliefert, daß in gewissen Gegenden, so im Entlebuch im Kanton Luzern, tatsächlich in armen Bauernfamilien aus solchen Vertiefungen des Tisches gegessen wurde. Ob nun die Vertiefungen im Tische des Landesmuseums wirklich alt sind oder erst nachträglich angebracht wurden, um das Stück interessanter zu machen, ist heute nicht mehr leicht zu entscheiden.« An der Schmalseite ist ferner noch ein Loch vorhanden, das möglicherweise zum Hineinstecken von Löffeln gedient haben mag. Im ganzen haben wir es also mit ganz analogen Verhältnissen zu tun wie beim bretonischen Tisch. Allerdings dürften bei letzterem die Vertiefungen kaum direkt als Speisebehälter benützt worden sein, da sie keinerlei Benützungsspuren, Ansetzen von Krusten, Fett und dergleichen, aufweisen; man dürfte vielmehr stets Holz- und Tonschalen, wie sie weiter unten beschrieben werden sollen, in sie hineingestellt haben. Es entsteht nun die Frage, wie alt diese an sich so primitive und ursprünglich anmutende Sitte sein kann. Die ältesten tischartigen Vorrichtungen nördlich der Alpen waren, wie linguistische Zeugnisse dargetan haben, einfache Speisebretter oder Speiseplatten aus Holz, die man auf niedrige Füße gestellt hatte.²⁾ Von schüsselartigen Höhlungen in der Oberfläche ist hier noch nirgends die Rede. Diese können frühestens in jener Zeit entstanden sein, als es üblich

¹⁾ Vergl. E. Weslowski in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XII, 1906, S. 55 ff.

²⁾ Vergl. R. Meringer: „Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat“, Wien 1901, S. 65 ff.

war, aus Schalen, noch nicht aber von Tellern zu essen. Dies war in Frankreich noch im 12. Jahrhundert allgemeiner Gebrauch auch bei fürstlichen Gastmahlen; je zwei der Gäste aßen hier aus einer Schale; erst seit jener Zeit werden Teller in zunehmendem Maße üblich, um in Form von Holztellern auch im bäuerlichen Haushalte die Eßschalen zu verdrängen.¹⁾ Insofern ist es ein sehr primitiver Zug des bretonischen Lebens, daß man beim gemeinsamen Mahle noch immer aus Schalen ißt; in den Alpenländern weisen die aus Holz gedrehten Nockenschüsseln der Tiroler Holzknecchte, die bemalten Holzschalen aus der Viechtau bei Gmunden und endlich die an sehr altertümliche Traditionen anknüpfenden tönernen Godenschalen gleichfalls noch deutlich auf diesen Brauch hin. Es wäre nun eben mit Bezug auf die Gestaltung der frühesten Tische möglich, daß das Einstellen von Eßschalen in die Vertiefungen, wie es bei den Bretonen üblich ist, erst sekundär erfolgte, daß dagegen die Vertiefungen im Tisch gleichsam als das bäuerliche Surrogat für die Schalen schon in jenem Zeitpunkt »erfunden« wurden, als man vom Essen auf der bloßen Tischplatte zum Essen aus Schalen überging. Insofern würde die Gepflogenheit, direkt aus den Vertiefungen zu essen, wie dies in der Schweiz der Fall ist, eine ältere Stufe der Benützung darstellen und der Gebrauch von Tischen mit schalenförmigen Vertiefungen demgemäß in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. Andererseits wäre aber auch ein Zusammenhang mit den schalenförmigen Vertiefungen von Opfersteinen ins Auge zu fassen; der Parallelismus der Erscheinungen ist zweifellos vorhanden.

Als Sitzmöbel finden wir im bretonischen Hause lange rohe Sitzbänke rings um den Tisch; man benützt ferner auch »Stockerln«, das heißt Sitze ohne Rückenlehne, und kennt endlich auch eine Anzahl Sesseltypen von unzweifelhaft bürgerlicher Herkunft. Auch hier hat sich der Armstuhl, in derb bäuerlicher Manier umgemodelt, eingebürgert, auch feinere Stühle nach Art der englischen Möbel zu Beginn des 19. Jahrhunderts kommen vor.

Von sonstigen Einrichtungsgegenständen gewahren wir noch über dem Tisch einen runden, verkehrt aufgehängten Korb (Taf. I, Fig. 7), der über den auf dem Tisch liegenden Brotlaib herabgelassen werden kann, ferner eine Löffelhänge (Taf. IV, Fig. 3) (Kased-loaiou im Dialekt von Tréguier, von loa, plur. loayou = Löffel), eine recht originelle Aufhängevorrichtung; ihr bis zu einem gewissen Grade ähnlich ist ein Spindelhalter, bei dem die mit dem gedrehten Faden bewickelten Spindeln gleichfalls von oben in eine durchlöchernte Scheibe eingesteckt werden. Soviel aus einer Photographie einer bretonischen Wohnstube ersehen werden kann, handelt es sich gleichfalls um eine hängend angebrachte Scheibe für diesen Zweck; in den Häusern Nordbosniens, im Savegebiet, verwendet man zum Einstecken

¹⁾ M. Viollet-le-Duc: „Dictionnaire raisonné du mobilier français“, Paris, II., S. 95.

der Spindeln ähnliche durchlochte Scheiben, an denen jedoch längsseitig ein Brett zum Anhängen an die Hauswand angebracht ist. Beide Vorrichtungen sind zweifellos stammverwandt und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in ihnen alteuropäisches Kulturgut sehen.

Auf der Kaminbank steht ein Holzgestell zum Trocknen von Kinderstrümpfen. (Taf. IV, Fig. 4.) Wir würden die Vorrichtung kaum besonders erwähnenswert finden, wenn nicht W. Peßler einen jedenfalls ganz ähnlichen Behelf, »hosen-péleken«, Strümpfchen-Pfählchen genannt, zum gleichzeitigen Trocknen von sechs Kinderstrümpfen beim Hausrate des niedersächsischen Hauses aufzählen würde.¹⁾

Der Konservierung von Fleisch und Speck endlich dient eine eiserne Speckhänge, in identischer Form über weite Gebiete Frankreichs verbreitet. (Taf. I, Fig. 8.)

Wir wenden uns nun kurz dem Beleuchtungswesen im bretonischen Hause zu. Aus einem in der Sammlung des Museums befindlichen Klemmleuchter scheint hervorzugehen, daß auch im bretonischen Hause der Leuchtsplan das älteste und primitivste Beleuchtungsmittel ist; die breiten, flach zusammengehenden Backen des Leuchters (Taf. II, Fig. 5) können schwerlich zum Festhalten eines anderen Objekts als eines Holzspanes gedient haben. Heute verwendet man in erster Linie Harzkerzen, aus einem Hanfdocht mit Harzüberzug bestehend, »goulou rousin« oder »goulou lutig« genannt, die in höchst primitiver Weise in einem röhrenförmigen Rindenstück möglichst trocken beim Herdfeuer aufbewahrt werden. Sie werden entweder in ein »bécase« (Schnepfe) genanntes, gespaltenes Holzstück eingeklemmt, das an der Kaminwand befestigt ist²⁾, oder man verwendet hierzu Holz- und Eisenleuchter, die bisweilen zugleich auch für Talgkerzenbeleuchtung eingerichtet sind. Diese Leuchter heißen ki-lutig (ki = Hund), also Leuchthunde, was eine interessante Parallele zu unserem Ausdrucke »Feuerhund« darstellt. (Taf. II, Fig. 4, Taf. IV, Fig. 2.) Außerdem kennt man auch Kerzenständer aus Holz und Zinn, die unzweifelhaft dem bürgerlichen Milieu entstammen.

Eine dritte Kategorie von Beleuchtungsgeräten bilden die Öllampen, von denen mindestens zwei Typen bekannt sind, beide von weiter Verbreitung in Frankreich und darüber hinaus. Den Typus der Hängelampe mit doppelter Schale führt H. d'Allemagne unter den Beleuchtungsgeräten des 17. Jahrhunderts an³⁾, er ist oder war bis vor kurzer Zeit in der Gascogne noch ebenso anzutreffen wie in dem hier besprochenen Gebiete; die eiserne Hängelampe von römischer Form

¹⁾ Dr. Willi Peßler: „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung“, Braunschweig 1906, S. 33.

²⁾ Trebitsch a. a. O., S. 217.

³⁾ Henry-René d'Allemagne: Histoire du Luminaire depuis l'époque Romaine jusqu'au XIX siècle, Paris 1891, Fig. S. 279.

ist ein Typus von noch viel weiterer Verbreitung, der bis in unsere Alpenländer hereinreicht. Die geschlossenen Laternen aus durchbrochen geschnittenem (eigentlich mit dem Meißel durchgeschlagenem) Eisenblech, die man zur Wagenbeleuchtung, als Stallaternen, Grablaternen u. s. w. verwendete, stellen ein noch gemeineres Gerät dar, und als bis zu einem gewissen Grade charakteristisch bretonische Typen werden wir nur die eisernen Kerzenleuchter und Kienspanklemmer ansehen können, wenngleich auch sie natürlich zahlreiche Verwandte in anderen Ländern besitzen.

Wir kommen nunmehr zu denjenigen Einrichtungsstücken des bretonischen Wohnraumes, die in erster Linie dem Zwecke der Ernährung dienen, also dem Küchenhausrat im weitesten Sinne. In gleicher Weise wie die Wohnlichmachung des Hauses dient zu Kochzwecken in der Bretagne, in ganz Frankreich und wohl allgemein in der Sphäre romanischen Kultureinflusses das Kaminfeuer. Der Kamin ist, wie oben erwähnt, regelmäßig in der Mitte der freien Giebelwand, an dem der Türe entgegengesetzten Ende des Raumes angebracht und besteht aus einem stützenden Gebälke — wenn der Ausdruck erlaubt ist — von Granitblöcken, über dem der pyramidenförmig zulaufende Mantel aufgebaut ist. Der steinerne Rahmen desselben wird von zwei an die Wand angelehnten Granitpfeilern mit vorkragenden Decksteinen getragen. Bisweilen kommen indes auch nach Analogie der Kaminverkleidungen in Herrenhäusern Unterbauten, das heißt Stützpfiler und Mantelsturz aus Holzkonstruktion vor. Diese ist im primitiven bretonischen Hause in der Regel unverziert, während sie in Gutshöfen häufig durch Schnitzereien geschmückt erscheint.

Die Herdgeräte sind die gleichen wie überall bei Kaminfeuerung. Die Feuerhunde sind dreifüßig. Es ist dies bekanntlich derjenige Typus, der im Bereiche der romanischen Kultursphäre und des Kaminfeuers ganz allgemein üblich ist. So waren auch die in England gebrauchten Feuerhunde dreifüßig, wie uns die leider recht spärlichen Belegstücke des South-Kensington-Museums beweisen, wogegen die Feuerhunde der deutschen Alpengebiete fast ausnahmslos vierfüßig gestaltet sind.¹⁾ Damit in Zusammenhang steht wohl auch der Umstand, daß die dreifüßigen »romanischen« Feuerhunde lediglich einen Auflegepfiler für den Bratspieß besitzen, während die vierfüßigen Formen deren zwei aufweisen. Was zum Aufgeben der Vierfüßigkeit und des zweiten Auflegepfeilers geführt hat — denn die vierfüßige Form ist die ältere — ob dies mit der Feuerungsanlage, dem Zug u. s. w. zusammenhängt, ist bisher gänzlich unbeachtet geblieben. Zum Aufstellen von Kesseln, Töpfen, Pfannen und dergleichen über dem Feuer dienen eiserne Dreifüße. Kochgefäße werden auch an einer eisernen Zahnstange aufgehängt; letzteres Herdgerät

¹⁾ Vergl. R. Meringer: „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“, XXV. Wien 1895. S. 59.

dürfte wohl römischen Ursprunges sein, hat aber im Laufe der Zeiten gemeineuropäischen Charakter erhalten und steht heute noch fast überall dort in Verwendung, wo auf dem offenen Feuer gekocht wird. Form und Typus desselben weichen in unserem Gebiet in keiner Weise von dem sonst gebräuchlichen ab. Eine zweite Aufhängevorrichtung besteht aus einer Kettenverbindung, in die eine Querstange derart eingefügt ist, daß immer je zwei Kessel über das Feuer gebracht werden können. Auch dies ist eine im romanischen Sprach- und Wohngebiete weit verbreitete Einrichtung, die aber auch außerhalb desselben noch begegnet, wie ein Beispiel in der Küche des Basler Museums beweist. Auch verwendet man große Eisentöpfe mit angegossenen Füßen, ebenso kleine Suppenkocher mit Deckel, unseren Leimpfannen vergleichbar, wobei eine besondere Vorrichtung, um sie über das Feuer zu bringen, natürlich nicht benötigt wird. Typisch ist auch eine große, langgestielte Pfanne; eiserne Schüsseln, Bratspieß, Feuerzange, Schaufel und dergleichen vervollständigen das Herdgerät, das mit Ausnahme einer eisernen Backplatte keine besonders charakteristische Artung besitzt.¹⁾ Die Backplatte (»pladenn«) jedoch gehört zu einer interessanten Gruppe von Geräten, die in höchst altertümlicher Weise zur Herstellung eines aus Buchweizen bereiteten Fladenbrottes dient.

Der ursprüngliche Vorgang bei der Bereitung desselben, wie er mir geschildert wurde, ist ungefähr der folgende: Der Brei, der zum Fladen ausgebacken werden soll, wird aus dem mit Ausgußröhre versehenen Tongefäß, das man bei seiner Bereitung verwendet, auf eine flache, zirka 43 cm im Durchmesser fassende Eisenscheibe gegossen, die auf einem Dreifuß über dem Feuer heiß erhalten wird. Dort wird die Masse mit Hilfe einer flachen Holzschaufel und eines schaberähnlichen Instruments, »rozel« genannt, gleichmäßig ausgebreitet. Im Verlaufe des Backens wird der Fladen mittels eines Holzspatels (»sklinsen«, auch »astell«, »spanel«, letzteres in Léon) mehrfach auf die andere Seite gedreht, bis er gar geworden ist und dann auf einen kreisförmigen oder viereckigen rostartigen Holzuntersatz geschoben. (Taf. I, Fig. 2—6.) Er heißt: *morc'h krampoez* (letzteres = Krapfen) auch »plad krampoez« oder *dalc'her*, eigentlich »Untersatz«. Heute allerdings wird der Brei in einer Eisenpfanne ausgebacken — »pillig«, »gleurc'h«, »men-krampoez« (Krapfentisch) oder »poud-min« genannt — er ist also zu einer Art Pfannkuchen geworden; unter diese Pfanne wird jedoch nach einer ausdrücklichen Bemerkung des Herrn F. Vallée in S. Brioux die eiserne Scheibe noch heute daruntergegeben, was ganz unverständlich sein würde — da man die eiserne Pfanne ganz ruhig dem Feuer ohne Zwischenlage aussetzen könnte — wenn nicht eben die Scheibe einstmals ein integrierender Bestandteil bei der Zubereitung gewesen wäre, weshalb sie heute noch — natürlich ganz überflüssigerweise — hiebei zur Verwendung gelangt. Jedenfalls dürfen wir in

¹⁾ Messingsiebe, Stielpfannen aus Messing und dergleichen stellen natürlich keine originellen bretonischen Erzeugnisse dar.

den aus Buchweizen hergestellten Kuchen der Bretonen getrost einen Überrest des alteuropäischen Fladenbrottes sehen, das, schon dem alten Hellas bekannt, sich beispielsweise auch in Serbien und den Balkanländern erhalten hat, wo es in noch primitiverer Weise auf erhitzten Steinen oder einer kleinen Lehmtenne mittels einer darübergestülpten Backglocke aus Ton ausgebacken wird.¹⁾

Zum Küchenhausrat gehört ferner ein höchst altertümlicher Strohring »torchen«, als Untersatz für größere Gefäße, Eisenschüsseln und dergleichen verwendet. Außerdem enthält die Sammlung des Museums zwei interessante zuberartige Holzgefäße, ein größeres Gußschaff und eine kleinere Wasserkanne, beide aus Eichendauben mittels Eisenbändern zusammengefügt. (Fig. 5, Taf. II, Fig. 3.) Das letztere Gerät ist in gleicher Form auch sonst in Frankreich, in der Auvergne, der Franche-Comté, in Morvan und auch in Istrien gebräuchlich; das Ethnographische Museum im Trocadéro zu Paris verwahrt eine sehr ähnliche Kanne aus der Auvergne, die aber ganz aus einem Stück geschnitten ist. Erwähnenswert ist schließlich ein Wasserschaff mit querübergespanntem Horizontalhenkel. Kochlöffel dienen zum Umrühren, Schöpfer (»klogé«) werden aus einer gedrehten Holzschale und einem Stiel in der Weise zusammengesetzt, daß der Stiel flüssigkeitsdicht durch ein Loch der Becherwand schief durchgesteckt wird. (Taf. II, Fig. 2.) Zum Essen werden größere und kleinere gedrehte Holzschüsseln und Schalen (»pél« beziehungsweise »kokenk«) verwendet, über deren kulturgeschichtliche Stellung schon oben gesprochen wurde. Neben ihnen findet sich noch manches, dem primitiven Hausfleiß entstammende Gerät, das einen höchst altertümlichen Charakter bewahrt hat, so die mit einem Aufhängehaken versehenen Holzschöpfer und dergleichen, die in ähnlicher Gestalt in Europa schon in den neolithischen Pfahlbauten bekannt waren.

Jedenfalls zeigt schon diese knappe Übersicht über die Einrichtungsgegenstände des bretonischen Hauses, wie bunt zusammengesetzt in kulturhistorischer Beziehung dieser den Beschauer so einheitlich anmutende Komplex in Wirklichkeit ist. Daß dies von sämtlichem Kleingerät gilt, gleichgiltig welchen Zwecken es dient, lehrt uns recht deutlich auch die Betrachtung der Löffel. Den Stand ganz primitiver Improvisation, wie sie in erster Linie den Primitivvölkern geläufig ist, in keinem Kulturmilieu aber ganz aufgegeben wird, verraten die in den Küstengebieten häufigen Suppenlöffel, die aus einer Jakobspilgermuschel und einem eingesteckten Rohrstäbchen in einfachster Weise verfertigt werden; solche Typen sind und bleiben ein beliebtes Auskunftsmittel der Armen oder besser gesagt eines ärmlichen Milieus, ob nun ein solches in Europa oder in einem exotischen Erdteil lokalisiert ist, sie sind zeitlos und unabhängig von der Lokalität.

¹⁾ Vergl. O. Benndorf: „Altgriechisches Brot“, S. 2 ff. E. Fischer im „Archiv für Anthropologie“, N. F. VIII, 1909, S. 246.

In eine ganz andere Richtung weisen uns die zu Geschenkzwecken bestimmten Braut-, beziehungsweise Verlobungslöffel aus Holz, häufig mit umklappbarem Stiel versehen, der in der Regel mit Kerbschnitt verziert wird, wobei man die Vertiefung noch obendrein mit farbigen Wachseinlagen ausfüllt. Auch kommen Geschenklöffel mit Zinneinlagen und solche mit freiplastischer Holzschnitzerei vor. (Taf. II, Fig. 6—14.) Ihrer Bestimmung nach fallen sie, wie angedeutet, in die Kategorie der Minnegaben, der Liebesgeschenke, welche in der Holzschnitzkunst der nordischen Länder ebenso wie unserer Alpenländer eine sehr bedeutende Rolle spielen.¹⁾ Hier, wo sich jeder bemühte, das nach seinen Begriffen Beste und Schönste zu bieten, zeigt sich ganz deutlich die Abhängigkeit der bäuerlichen Erzeugnisse vom höheren Kunstschaffen, namentlich in stilistischer Beziehung. Diese Löffel, von denen die meisten uns überlieferten ungefähr den Jahren 1820 bis 1830 entstammen, zeigen deutliche Anklänge an die im 18. Jahrhundert allgemein gebräuchlichen Löffelformen, in erster Linie die freiplastisch geschnitzten Stücke, und als origineller Anspruch bleiben dem bäuerlichen Milieu nur die zur Verwendung gelangenden Kunstmittel übrig. So stellen das Einlegen mit farbigem Wachs oder mit Zinn fast gemeineuropäische bäuerliche Ziermethoden dar, von denen die erstere weit bis ins 14. Jahrhundert zurück verfolgt werden kann. Die Umklappbarkeit des Stiels ist gleichfalls nichts Originelles; sie kommt an Löffeln verschiedenster Art schon seit dem 15. Jahrhundert vor. Die Ornamentmotive allerdings sind die der Bauernkunst ganz speziell geläufigen: die Monstranze, der Name Jesu, Blumenvasen und dergleichen. Nicht zu vergessen ist ferner die Signierung der Stücke auf der Rückseite des Stiels mit Jahreszahl und Initialen (der Beschenkten?), die einen echt bäuerlichen Zug darstellt.

Volkskundlich recht interessant, aber dem Typus nach auch dem höheren Kunstschaffen vertraut, ist der Löffel, dessen Griff zu einer flachen männlichen Figur ausgestaltet ist. (Taf. III, Fig. 4.) Derlei Bildungen machen sich schon im 15. Jahrhundert bemerkbar, nehmen während der Renaissance einen bedeutenden künstlerischen Aufschwung, erreichen ihre höchste Ausbildung aber erst im 17. und 18. Jahrhundert, einer Zeit, die in ihrem kunstgewerblichen Schaffen auch sonst unorganischen und extravaganten Schöpfungen aller Art Raum bot. Der Niederschlag hievon läßt sich in der Volkskunst verschiedenenorts erkennen. Das Museum für österreichische Volkskunde bewahrt einen holzgeschnitzten Klapplöffel, vermutlich aus Oberösterreich, der seinem Typus nach vollständig dem bretonischen Exemplar entspricht. — Eine späte Form ist wohl auch ein großer Schöpflöffel mit kanneliertem Stielansatz und flacher Schnitzerei auf dem mannigfach ausgezackten

¹⁾ Vergl. B. Olsen in: Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. Hamburg 1902. S. 205 ff. M. Haberlandt: Österreichische Volkskunst. Wien 1911. Textband S. 128, 135 ff.

Stiel. Der herzförmige Ausschnitt u. s. w. sind echt bäuerliche Motive; wahrscheinlich war auch dieses Stück zu Geschenkzwecken bestimmt (Taf. III, Fig. 6.)

Durchaus volkstümlich ist ein flacher Löffel, dessen verdicktes Ende zugleich als Butterstempel dient, vermutlich hat er bei der Butterbereitung Verwendung gefunden. Die gewöhnlichen Holzlöffel, mit denen in der Regel die Mahlzeit eingenommen wird, weisen keine besonderen Eigenheiten auf und können darum hier wohl übergangen werden.

Eine weitere Kategorie von Holzarbeiten, die im Wirtschaftsleben der bäuerlichen Bevölkerung von jeher einen beachtenswerten Platz besitzt, sind die Butter- und Käsemodel, die man zur Ausschmückung der betreffenden Erzeugnisse, ursprünglich wohl in apotropäischer Bedeutung, verwendet und verwendet hat.¹⁾ Es liegt nahe, in diesem Zusammenhang an die Brotstempel zur »Weihung« des hausgebackenen Brotes zu denken, und in der Tat zeigen die Butterstempel — vielleicht auf Grund eines ursprünglichen Zusammenhanges — eine auffällige Ähnlichkeit mit den hier in Frage kommenden Geräten; vor allem die scheibenförmigen oder petschaftähnlichen Model sind beiden Hantierungen gemeinsam. (Taf. III, Fig. 1.) Auch ein löffelförmiges Gerät mit gerippter Laffe dürfte wohl als Butter-Form löffel anzusprechen sein. Eine auf Holz montierte Bleiform dürfte der Verzierung der Ränder kuchenartiger Pasten im allgemeinen gedient haben. (Taf. III, Fig. 2.) Der Typus als solcher entstammt zweifelsohne höheren gewerblichen Betrieben.

Zylindrische Rollmodel werden gleichfalls gebraucht, dagegen sind mir würfel- und brettchenförmige Model, die sonst in Frankreich und in den Alpenländern recht häufig vorkommen, aus der Bretagne nicht bekanntgeworden. Eine herzförmige Hohlform aus durchbrochen geschnittenem (oder gestanztem) Eisenblech wurde mir als Käsemodel bezeichnet.

All diese Geräte finden Platz in dem Kasten der Wohnstube, von dem schon oben die Rede war. Gebuttert wird in der Regel in einem hölzernen Faße, das weiter keine Besonderheiten aufweist. Es kommen in der Bretagne jedoch auch aus Ton geformte Butterfäßchen vor,²⁾ die uns nunmehr zu den Töpferarbeiten im bretonischen Hause überleiten. Der ländliche Töpfer verfertigt natürlich nur das einfache rohe Tongeschirr, während die Majolikaerzeugnisse, die der bretonischen Stube einen bescheidenen Ausputz gewähren, wie überall auf ein bestimmtes Fabrikationszentrum, für die Bretagne speziell Quimper (Dep. Finistère), sich zurückführen lassen. Von einfachen Tonarbeiten, beziehungsweise »Hafnerarbeiten« besitzt unsere Sammlung einen henkellosen Krug mit hohem trichterförmigem Halse,

¹⁾ Österreichische Volkskunst, S. 136.

²⁾ Vergl. Benno Martiny: Kirne und Girbe. Berlin 1895. S. 33.

ferner eine tiefe Schüssel mit kleinem Ausgußschnabel, endlich ein urnenförmiges Kochgefäß, alle nur innenseitig braun glasiert (Fig. 4–6, Taf. I, Fig. 1), hieher gehört ferner ein beiderseitig braun glasierter dünnwandiger Topf und die Kanne für den Buchweizenbrei, von der schon oben die Rede war. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen auch rotbraun glasierte Eßschalen, die ganz die Form gedrehter Holzschalen besitzen. Nach der Beschreibung und Abbildung von Viollet-le-Duc¹⁾ waren die frühesten glasierten Tonarbeiten Frankreichs, die er ins 14. bis 15. Jahrhundert versetzt, ganz in derselben, an terra sigillata gemahnenden Art ausgeführt und wir hätten somit



Fig. 4.
Henkeltopf aus Ton, braun glasiert.

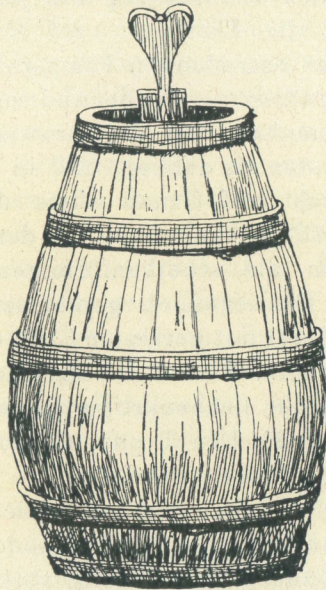


Fig. 5. Zuber aus Eichenholz.



Fig. 6. Krug aus Ton,
innenseitig glasiert.

in den bretonischen Schalen einen hochaltertümlichen Typus von Töpferware vor uns. Gewöhnliches Hafnererzeugnis ist wohl auch ein Tonbügeleisen mit durchbrochener Wandung, gelbbraun glasiert, das in ganz ähnlicher Form in Norddeutschland vorkommt, sowie ein mir als »Rechaud« bezeichnetes Pferd aus Ton, gleichfalls gelbbraun glasiert und auf den Hinterbacken mit der französischen Lilie verziert, das einen Gefäßaufsatz auf seinem Rücken trägt. Der Boden desselben ist siebartig durchlocht und der Körper des Pferdes besitzt rückwärts eine Ausflußöffnung, wo eben das warme Wasser eingefüllt werden soll. Ähnliche Formen kommen nun in weitem räumlichen Abstände von der Bretagne in Galizien vor (Bauernmajolika von Kossow); dort dienen sie jedoch als Blumengeschirre; es ist daher nicht ausgeschlossen daß dies auch der wirkliche Zweck der bretonischen »réchauds« ist

¹⁾ Viollet-le-Duc a. a. O. Bd. II, S. 157, und Taf. XXXIII.

denn was auf einem solchen Pferde gewärmt oder warm gehalten werden konnte, ist mir nicht recht verständlich. Das wichtigste Arbeitsgerät des Hafners ist hier wie überall das Töpferrad, bei dem die Verbindung der oberen und unteren Scheibe noch in sehr primitiver Weise mittels hölzerner Speichen erfolgt; auch die geringe Höhe des Gerätes, die zirka 40—50 cm betragen dürfte, ist ein Beweis für seine Altertümlichkeit.

Die Majoliken, die man in den bretonischen Wohnstuben antrifft, stammen, wie gesagt, aus Quimper, das offenbar in Anlehnung an die Fabrikation von Rouen die Fayenceindustrie im 18. Jahrhundert aufnahm. Die Erzeugnisse sind mannigfacher Art. Neben Services mit Blumenstreumustern, Rosenmalerei und dergleichen begegnen uns Teller und Schüsseln mit blauen Landschaften in Delfter Manier, ferner solche mit Anspielungen auf politische Ereignisse, vor allem die französische Revolution, zum Beispiel der gallische Hahn, auf einer Kanone stehend, mit der Unterschrift: »Vive la république«, ein Trommler mit Unterschrift: »Aux armes citoyens«, Darstellungen der drei Stände und ähnliches. Derlei politische Sujets sind der Volkskunst sonst im allgemeinen fremd, es darf vielleicht auch hier an Delfter Einfluß gedacht werden. Neben derlei Tellern und gewöhnlichen Majolikakrügen von stereotyper Form mit aufgemalten Inschriften und dergleichen dienten dem Bedarfe des bäuerlichen Haushaltes hauptsächlich Weihbrunnen mit Darstellungen der Maria mit dem Kinde, des Kruzifixus, des Marterkreuzes und dergleichen, meist in recht unbeholfener Manier bemalt, wobei sich oft eine auffällige Übereinstimmung mit mitteleuropäischen Erzeugnissen, namentlich den Gmundner Fayencen, einstellt.

Der Vollständigkeit halber seien noch mit Stahlstichen in englischer Manier bedruckte und nachher bemalte Majolikateller mit der Marke LL und T Montav(on?) genannt, die gleichfalls zum Ausputze der Stube dienen, auf originellen Kunstwert aber keinen Anspruch haben.

Großer Beliebtheit erfreuten sich anscheinend auch Tintenzeuge in Herzform, ferner Madonnenfiguren von stereotyper Form. Die Art der Farbgebung erinnert sehr häufig an oberitalienische Erzeugnisse, andererseits ist aber auch Delfter Einfluß unverkennbar.

Von Arbeitsgeräten im bretonischen Hause seien hier einige wenige auf die Bereitung des Flachsés bezügliche genannt. Die Riffel weichen von den mitteleuropäischen Typen insofern ab, als die Zähne nicht mittel-, sondern endständig auf der Unterlage angebracht sind; die Rockenstäbe sind ganz einfach und selbst bei zeremonieller Verwendung kaum wesentlich verziert; in der Bretagne ist es nämlich Brauch, aus Anlaß der Hochzeit für die junge Frau in der Kirche einen mit Flachs und Bändern reich aufgeputzten Brautspinnrocken zu weihen; es ist auch dies ein nur mit ganz spärlicher Ritzornamentik verzierter Rohrstab. Die Spindeln (gwerzid) sind in der Regel aus

Eichenholz gedreht und werden mit gezackten Bleiringen beschwert; es ist sehr interessant, zu sehen, wie diese Beschwerung vielfach in ein reines Ornament umgesetzt wurde; manche Spindeln zeigen nämlich an Stelle des Bleiringes einfach einen angeschnitzten Holzring. (Taf. III, Fig. 3 u. 5.)

Spinn- und Spulräder, Garnwinden u. s. w. zeigen keine für unser Gebiet besonders charakteristische Gestaltung.

Wir wollen nun noch der Tracht und dem Schmuck der Bretonen ein kurzes Augenmerk schenken; eine irgendwie vollständige Schilderung kann hier in keiner Weise angestrebt werden, sie ist auch von der heimischen Forschung bisher nicht versucht worden, würde aber gewiß eine sehr lohnende und lehrreiche Aufgabe derselben bilden. Die Kostüme der Bretonen zeigen, wie alle Volkstrachten, regional zahlreiche Abweichungen und Verschiedenheiten, hinter welchen sich nicht nur die wechselnde Beeinflussung von Seite der Mode, sondern auch zeitliche Unterschiede im Aufkommen des betreffenden Gewandstückes verbergen.

So haben sich nur in der männlichen Festtracht von Pontaven weite, klein gefältete Pluderhosen, wie sie im 17. Jahrhundert Mode waren, erhalten, während die Männer sonst ganz allgemein lange Hosen tragen, also die Umänderung der französischen Mode im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durchgängig mitgemacht haben. Die männliche Tracht wird, wenn wir von den Wäschestücken absehen, vervollständigt durch die Weste, einen Rock, den Hut und Holz pantoffeln, beziehungsweise moderne Lederschuhe. Nach dem Kostüm des älteren Mannes in der Sammlung des Museums zu schließen, tragen die älteren Leute in der Regel einen Tuchrock vom Schnitte unserer Schlußbröcke, darunter eine Weste mit tiefem Halsausschnitt. Manschetten, Brustteile und Taschenklappen des Rockes sind mit Woll- und Seidenstickerei in streifigen Mustern verziert. (Taf. V, Fig. 1, 2, 4, 5, Taf. VI, Fig. 1, 5, 6.) Das im Museum befindliche Exemplar zeigt vorne eingestickt die Jahreszahl 1843; das ganze Kostüm dürfte vermutlich aus der Gegend von Pontaven stammen. Anderswo mag auch in der Tracht der Alten der sonst in der Regel von jüngeren Männern getragene Spenser oder Bonjourrock Eingang gefunden haben (Taf. VII, Fig. 1), wenn wir das Zeugnis einer Ansichtskarte als beweiskräftig ansehen dürfen. Jedenfalls ist der lange Rock stets Bestandteil der Festtracht; zur Arbeit trägt man einen ganz ordinären kurzen Rock. Dasselbe ist bei den jüngeren Männern der Fall.

Bei der Festtracht der jüngeren Männer scheint die Sache so zu liegen, daß man über dem Hemde zunächst eine Ärmelweste trägt, kragenlos, mit zwei Reihen Knöpfen, einem breiten Ornamentstreifen entlang dem Halsausschnitt und gestickten Manschetten geschmückt, darüber kommt noch eine Art Schmuckweste, beziehungsweise ein kurzer, ärmelloser Rock, der vorne offen steht, mit reicher

Verzierung entlang dem Hals- und Brustteil. Auf einen Ornamenttypus sei hier im speziellen aufmerksam gemacht, der in der Gegend von Pont l'Abbé heimisch ist und sowohl auf den Männerwesten wie auf den Brustlätzen der Weiber Verwendung findet. Es sind streifenförmig angebrachte Ornamente, die vollständig aus geometrischen Elementen zusammengesetzt erscheinen, so konzentrischen Kreisen und Halbkreisen, brillenförmigen Figuren und dergleichen. Diese Ornamente machten auf mehr oder minder eingeweihte Forscher einen so absonderlichen Eindruck, daß man nichts eiligeres zu tun hatte, als die betriebsamen Bewohner von Pont l'Abbé, mit den Mongolen in Verbindung zu bringen, die einen rieten auf die Chinesen, die anderen auf die Magyaren,¹⁾ was nun allerdings nicht dasselbe ist. Immerhin hatte man bald auch die anthropologischen Merkmale zur Stütze der Behauptungen, vorstehende Jochbogen, geschlitzte Augen u. s. w., beisammen. Um eine Analyse der Ornamentmotive hat man sich aber anscheinend sehr wenig bekümmert. Diese ergibt zunächst, wenn man eine ganze Reihe von Stücken miteinander vergleicht, daß es sich bei dieser breitflächig in gelber Seide ausgeführten Stickerei um eine recht eigenartige, in ihren Ursprüngen aber doch deutlich erkennbare Geometrisierung pflanzlicher Motive handelt. Die Blumenvase mit den aus ihr hervorsprießenden, hier runden Blüten — ein von der Volkskunst Europas seit dem 16. Jahrhundert tausendfältig variiertes Motiv — bildet die Grundlage der ganzen Entwicklung. In ihrer ursprünglichen Form wird die Vase vielleicht kaum mehr nachzuweisen sein, noch gemahnen aber förmlich tintenfischähnliche Motive, bei denen die Blüten in spiralig eingedrehte Fortsätze umgewandelt erscheinen, deutlich an diese. Der nächste Schritt ist die Loslösung der konzentrischen Kreise aus jeglichem Zusammenhang. Gewiß lassen sich auch für die anderen Motive solche Entwicklungsreihen aufstellen; daß dies nicht schon längst geschehen ist, ist ein sprechender Beweis dafür, wie sehr das vergleichende Studium der Ornamente auch in Europa noch im argen liegt. Eine Klärung der den Volkskundeforscher beschäftigenden Probleme ist aber eben hier und überall nur auf dem Wege der eindringenden Analyse und der Vergleichung zu erhoffen.

Zu der oben erwähnten Tanztracht von Pontaven gehört auch noch ein ziemlich breiter lederner Gürtel mit Messingschnalle, welche letztere gleichfalls eine oft recht seltsam anmutende Ornamentik in Treiarbeit aufweist. Zweifellos handelt es sich um Elemente, die ursprünglich einer doppeltgehinkelten Blumenvase angehörten, im Laufe der Entwicklung aber aus ihrem organischen Zusammenhang gerissen und rein flächenfüllend verwendet wurden. Jedenfalls steht auch hier der Zusammenhang mit dem landläufigen Kunstschaffen

¹⁾ Vergl. das Referat im „Anzeiger der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums“, IV, 1905. Budapest 1908. S. 230 f.

fest. Der Hut der Männer ist oder war aus schwarzem Filz gefertigt; rings um den Körper wird ein rückwärts lang herabhängendes Samtband geschlungen. In der Sammlung des Museums befinden sich zwei etwas andersartige originelle Hutformen; der eine, aus schwarzem Filz, mit breiter Krämpe, zeigt seitlich je ein Paar Schnüre zum Aufbinden des Randes, genau so, wie wir dies an den breitkrämpigen Meraner Hüten beobachten können; der zweite Hut zeigt dieselbe Form wie der erste, ist jedoch kleiner und aus gelbem Stroh gefertigt. (Tafel VI, Fig. 2, 3.) Über die Herkunft dieser beiden Typen ist mir leider nichts Näheres bekanntgeworden; die Strohüte dürften aber zweifellos fremden Import in der Bretagne darstellen und erst verhältnismäßig spät in Mode gekommen sein.

Zur Fußbekleidung dienen an Werktagen Holzpantoffeln, die manchmal schwache Ansätze zur Auszier in Form flach ausgehobener Kerben aufweisen.

Auf die Weibertracht können wir uns hier kaum anders als mit allgemeinsten Bemerkungen einlassen. Sie besteht in der Regel aus einer kurzen, spenserartigen Jacke, einem Leibchen und einem Rock, zu denen noch eine weiße Haube, beziehungsweise ein ziemlich komplizierter, aber teilweise unsichtbarer Kopfputz und eine Schürze mit dreieckigem anzuheftenden Brustteil, eventuell ein latzartiger verzierter Einsatz, als schmückende Bestandteile hinzutreten. Die weiße Spitzenhaube sowie der oft breit herausgeschlagene Spitzenkragen des Hemdes sind Elemente, die deutliche Verwandtschaft mit nordfranzösischen und niederländischen Trachtenstücken bekunden, die übrigen Kostümstücke zeigen regional sehr verschiedene Ausschmückung, hier ältere Motive bewahrend, dort in unverkennbarer Weise an die städtischen Moden sich anschließend. Die Tracht von Pont l'Abbé, auf die schon oben wegen ihrer vereinzelt dastehenden Ornamentik hingewiesen wurde, stellt zweifelsohne die altertümlichste Trachtform der Bretagne dar.

Wir müssen es uns aber versagen, auf Einzelheiten einzugehen, da zu diesen eingehende Studien an Ort und Stelle die Voraussetzung wären, wie sie eben bisher leider ausstehen.

Als zur Tracht gehörig — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — können wir auch die Gehstöcke und verwandte Geräte ansehen, die in der Bretagne in verschiedener Form gebraucht werden. Der regelmäßige Begleiter des Bretonen auf seinen Gängen über Land ist einmal der »Pen-baz«, eine Art Knüppelstock, am unteren Ende entweder mit einem Wurzelknollen oder einem Eisenknopfe bewehrt;¹⁾ das Griffende ist in der Regel mit einer Leder- und Drahtumflechtung verziert und mit einer Tragschlinge versehen.

Viel hervorragendere Leistungen des bretonischen Kunstfleißes stellen jedoch Stöcke dar, die aus Anlaß bestimmter Feierlichkeiten her-

¹⁾ Trebitsch a. a. O., S. 218.

gestellt wurden. So soll es in der Bretagne Brauch sein, dem Bräutigam am Hochzeitstage einen Stock zu überreichen, und das Museum für österreichische Volkskunde besitzt auch einen solchen Stock von bemerkenswert sorgfältiger Ausführung. (Taf. VII, Fig. 3.) Das Stück ist aus Eichenholz geschnitzt, das Griffende wird bekrönt von einem Männerkopfe mit einer sehr altertümlichen Haartracht und hutförmiger Kopfbedeckung,¹⁾ den Stock hinauf ringelt sich eine in Hochrelief ausgeführte Schlange, darunter sind noch zwei Vögelchen angeschnitzt; alle drei Tiere haben Augen aus eingehämmerten Glasperlen. Endlich hat der Künstler in Ritztechnik und Kerbschnitt unten am Schaft einen Blumentopf und eine Kreuzblüte angebracht. Zwei angebundene Seidenbänder geben dem Ganzen einen festlichen Charakter.

Zweifelsohne knüpft sich an diese Gabe ein rituell bestimmter Vorstellungskreis, der in der Ornamentik des Stückes angedeutet erscheint, aber umgekehrt nicht restlos aus ihr zu entnehmen ist. Die Anbringung von Vögeln entspricht wohl der nationalen Symbolik der Bretagne, in der der Vogel einen ständigen Platz besitzt, schwieriger ist zweifelsohne wegen ihrer vielseitigen Verwendung die Deutung der Schlange. Stöcke, an denen sich eine Schlange hinauf ringelt, kommen auf französischem Boden auch noch in der Auvergne vor, leider ist mir über ihre Verwendung dort nichts Näheres bekannt; im übrigen braucht man jedoch nur an den Stab Mosis, den Äskulapstab u. s. w. zu erinnern, um zu zeigen, daß die Verbindung der Schlange mit einem Stocke als solche in dieser Frage ziemlich bedeutungslos ist; für die Anbringung gerade an einem Hochzeitsstocke dürfte wohl die Funktion der Schlange als Seelentier, als Hausgeist und dergleichen maßgebend gewesen sein.

Der Kopf als Bekrönung ist für die romanischen Stockformen ganz im allgemeinen typisch, in diesem Falle können wir ihm vielleicht eine Art Gedächtniswert zubilligen.

Viel deutlicher als hier offenbart sich die Bedeutung des Stockes als Gedächtnisstab, wie er — mit diesem oder jenem Hintergedanken — bei zahlreichen Primitivvölkern angetroffen wird, in einem Maire- oder Schulzenstocke, der sich gleichfalls im Besitze des Museums befindet. (Taf. II, Fig. 2.) Zuerst wird derselbe wieder von einem Kopfe bekrönt, unter dem wir die Inschrift lesen: »Jaquolot Maire 948«, und es sind nun rings am Stocke bis nahe dem unteren Ende lauter Köpfe angeschnitzt, alle mit Namen und einer Zahl, die obersten noch mit der Bezeichnung »adjoint« versehen. Kappe, Haar und Bart des obersten Kopfes sind schwarz, die Gesichter insgesamt rötlich bemalt. Der ganze

¹⁾ Dieser obere Teil mit dem aufgeschnitzten Kopf ist mit Hilfe eines Zapfens mit dem anderen Teile fest verbunden, ist aber augenscheinlich jüngeren Ursprunges, da der Originalstock ganz wurmstichig, der Kopf selber aber vollkommen intakt ist. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Kopf einem älteren, beschädigten Griffenachgebildet wurde, und insoweit dürfen wir wohl auch das obere Stück als Originalstück ansehen.

Stock trägt am oberen Ende die Bemerkung eingeschnitten: »Pontivy Elections du 15 Mai 1899« (die letzte Ziffer wurde nachträglich, offenbar mit Fälscherabsicht, in eine 2 verwandelt). Diese Inschrift belehrt uns also darüber, daß der Stock gelegentlich der Wahlen in Pontivy angefertigt wurde. Der oberste Kopf stellt den neu erwählten Bürgermeister vor, die anderen die ihm zur Seite stehenden Gemeinderatsmitglieder; die Zahlen geben uns offenbar über die auf jeden entfallenen Stimmen Auskunft. Mir wurde gesagt, daß solche Stöcke in früherer Zeit allgemein nach den Wahlen dem Bürgermeister überreicht wurden und wir haben hier somit ein interessantes Überlebsel eines Gedächtnisstabes im modernen Europa vor uns, zu dem mir, vorderhand wenigstens, keine Parallelen aus anderen Gebieten bekanntgeworden sind.

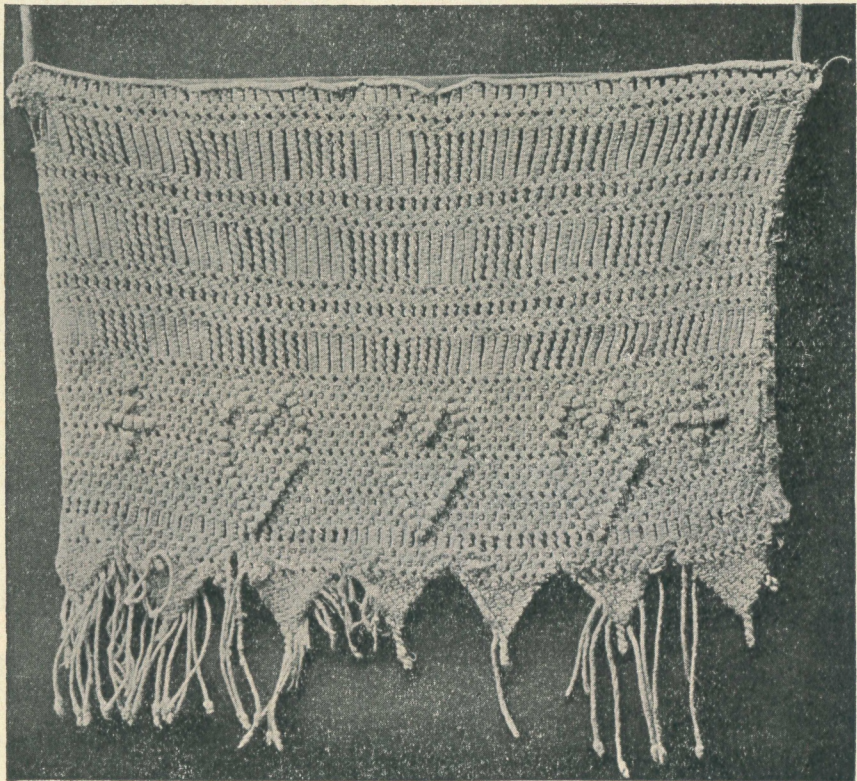


Fig. 7. Tragtasche für Männer (?), geknüpft.

Im Zusammenhange mit der Tracht verdient noch ein anderes Objekt der Sammlung eine kurze Erwähnung, es ist dies eine Tragtasche, deren Vorderseite einen in Knüpfarbeit aus Hanfschnur hergestellten Überzug, wenn wir so sagen können, besitzt. (Fig. 7.) Die Musterung mit den erhaben aufgesetzten Herzen und Kreuzen ist echt volkstümlich, auch der Typus der Umhängtasche als solcher ist ein sehr altertümlicher; sie wird heute in Europa fast nur mehr in sehr

rückständigen Gebieten, bei den Südslawen und aus dem Karpaten gebraucht, stellt aber gewiß eine alte gemeineuropäische Form dar.

Von Schmuckobjekten muß zunächst ein Doppelknopf genannt werden, der zur Befestigung der Hose an der Weste oder am Hemde dient; er heißt »obilh«.

Das verwendete Material ist verschiedener Art; er wird aus Holz geschnitzt; die Flächen der Köpfe sind dann oft mit der französischen Lilie verziert, ferner kommen Bleiknöpfe vor und endlich besitzt das Museum für österreichische Volkskunde auch noch ein Stück, dessen beide Köpfe oder Platten aus Kupfermünzen gefertigt sind. (Taf. VIII, Fig. 9—11.) Als Broschen dienen Drahtfibeln mit Glasperlverzierung, die in ganz auffälliger Weise Schmuckformen aus dem mitteleuropäischen Volksgebiet, den sogenannten »Fürtuchklemmern« in Tirol ähneln; sonst sind mir derartige ornamentale Fibeln nur aus Savoyen und Krain bekanntgeworden; sie werden dort von Männern getragen. (Taf. VIII, Fig. 1, 2.) Jedenfalls ist es eine interessante Konvergenzerscheinung, daß das heute in der Regel ganz schmucklose Gerät in zwei total getrennten Gegenden so gleichartige Ausbildung erfahren hat. Verschiedene Anhängsel, Anker, Pfeile, Kruzifixe und dergleichen stellt man sich in recht einfacher Weise aus Zinn durch Gießen in Formen aus Schiefer her. (Taf. VIII, Fig. 4—6.) Diese Formen machen einen hochaltertümlichen Eindruck und wir wissen ja auch, daß schon in der Bronzezeit solch steinerne Gußformen angetroffen werden. Zweifellos liegen aber zahlreiche Zwischenstufen zwischen jenen Urgußformen und den heutigen Schiefermodellen der Bretagne; als unmittelbare Vorfahren dürfen wohl die steinernen Gußformen der städtischen Goldarbeiter des 14. bis 16. Jahrhunderts angesehen werden, wie sie aus Frankreich und der Schweiz in den Sammlungen des Musée Cluny und des Basler Museums zahlreich vorliegen; namentlich die Formen für bleierne Wallfahrtsandenken, die sich schon seit dem 12. Jahrhundert in Frankreich besonderer Beliebtheit erfreuten und massenhaft aus der Seine bei Paris ausgebaggert wurden, bekunden die engste Verwandtschaft mit den bretonischen Stücken. Die Beliebtheit gegossener Wallfahrtsanhängsel hat wohl auch die Verbreitung der steinernen Gußformen im bäuerlichen Milieu erst ermöglicht. Derselbe Fall begegnet in Oberösterreich, wo gleichfalls Schieferformen zum Gießen von Wallfahrtsandenken, Breviern, Kruzifixen und dergleichen in Verwendung stehen. Das Museum für österreichische Volkskunde besitzt ein Exemplar aus dem genannten Gebiet, das unleugbare Verwandtschaft mit dem bretonischen Stück besitzt.

Nur in einem einzigen Volksgebiete Europas hat sich der Metallguß primär bei der bäuerlichen Bevölkerung erhalten: bei den Huzulen in Galizien und der Bukowina, wo bekanntlich der Gelbguß noch immer in höchst primitiver, »prähistorischer« Art geübt

wird. Auch die Rumänen stellen sich ihre Zinnknöpfe und Zinnieten für Gürteldekoration selbst mit Hilfe solcher Formen her.

Die Pfeifen der Bretonen — das Rauchen ist hier bei beiden Geschlechtern beliebt — sind klein und ziemlich einfach. Der Stiel besteht aus einem Rohrstück, der Kopf ist aus Ton gefertigt; vor 1871 waren Köpfe Napoleons I. sehr gebräuchlich, doch seit dem Bestande der Republik werden solche offenbar infolge politischer Grundsätze nicht mehr geraucht. Allgemein üblich sind Futterale für Pfeifen, aus weichem Holz geschnitzt; sie sind aber nicht für die Bretagne typisch, sondern in Frankreich über weite Gebiete verbreitet.

Eine Spezialität stellen dagegen anscheinend die hübsch verzierten Fidibusklemmer dar, mit denen man die Pfeifen entzündet hat; sie sind aus starkem Messingdraht gebogen und mit feinem Eisendraht und Glasperlbesatz verziert; auf Grund letzterer Tatsache können wir wohl schließen, daß ihr Typus kaum älter als 100 Jahre ist, da sich erst um diese Zeit der Glasperlenschmuck in der Kleidermode und an Gebrauchsgegenständen eingebürgert hat. (Taf. VIII, Fig. 7, 8.) Schnupftabakflaschen werden in Fäßchenform aus Holz gedreht oder in Form wirklicher Flaschen aus Ton gefertigt; auf den Breitseiten derselben sind dann in der Regel Reliefdarstellungen angebracht.

Damit haben wir den materiellen Kulturbesitz der Bretonen so ziemlich erschöpft, soweit dies eben dem Plane der Arbeit nach möglich ist, und wir wenden uns nun jenen Erscheinungen des bretonischen Volkslebens zu, die uns in erster Linie über seinen geistigen Inhalt orientieren.

Das Geistesleben der Bretonen hat im allgemeinen bis in die letzte Zeit recht primitive und ursprüngliche Züge bewahrt, wovon Sitte und Brauch, namentlich das Hochzeitszeremoniell und das religiöse Leben, die Heiligenverehrung und was dazugehört, ein sprechendes Zeugnis ablegen. Wir können auch hier nicht näher auf alle Details eingehen, möchten aber betonen, daß originelle mit universellen Zügen recht mannigfaltig gemischt erscheinen. Daß die Hochzeitsgäste, wie dies im Innern der Bretagne heute noch üblich ist, in zwei Reihen auf dem grünen Rasen das Mahl einnehmen, wobei sie die Füße in zu diesem Zwecke gezogenen Gräben baumeln lassen,¹⁾ mag eine ursprüngliche und nationalbretonisch mindestens gefärbte Gepflogenheit sein; anderes, wie die Speisung des Paares mit Brei während des feierlichen Beilagers, die Enthaltensamkeit in der ersten Nacht, die Speisung der Armen am dritten Tag nach der Hochzeit u. s. w., gehört in den großen Kreis alteuropäischer Hochzeitsbräuche, die alle einem universellen Ritus unterworfen sind, der hauptsächlich auf die Propagierung der Fruchtbarkeit zielt. Ähnlich steht es mit den religiösen Anschauungen. Die ältesten Symbole der

¹⁾ Trebitsch a. a. O., S. 212; Vallaux a. a. O., S. 74.

prähistorischen Vergangenheit haben vom Christentum Berücksichtigung erfahren müssen; nicht nur daß heilige Quellen hier wie überall Weihe und Kult sich dauernd erhalten haben, auch die megalithischen Bauten des Landes, bizarre Felsengestalten, Felstrümmer und dergleichen wurden durch Anlage von Kapellen in ihrer Nähe und auf



Fig. 8. Neolithischer Menhir, in eine Andachtssäule umgewandelt.

ihnen als Geistersitze dauernd gleichsam »sanktioniert«. (Vergl. Fig. 8.) Aber was sich an Bräuchen an diese Stätten knüpft, das Umtanzen der Steine bei Feuerschein und was man sonst finden mag, ist europäischer Festbrauch ganz im allgemeinen und weist der Bretagne keine Sonderstellung in Betreff der Altertümlichkeit ihrer Tradition zu. Dies gilt auch von der Heiligenverehrung, die sich hier in derselben Weise

wie allenthalben in katholischen Ländern vollzieht; einzelne eigenartige Züge wären aber gewiß einer näheren Analyse mit Bezug auf ihren Ursprung wert. So die eigenartige sympathetische Magie, die sich an die Gestalt des St. Yves de verité knüpft. Dieser wird von unschuldig Verfolgten zu ihrem Schutze angerufen, aber seine Mithilfe wird mißbräuchlich auch dazu erfleht, um Unschuldigen Leid zuzufügen. In Minihy-Tréguier existierte eine Kapelle, zu der man eigens zu diesem Zwecke wallfahrten ging, bis die Geistlichkeit sich entschloß, die Kapelle zu demolieren.¹⁾ Es ist dies gewiß ein sehr merkwürdiger Zug, der jeden Ethnologen zunächst an die Zauberriten primitiver Völker erinnert, aber hinter dem St. Yves dürfte sich gleichwohl keinerlei dunkle Gestalt der Urzeit verbergen. Vielmehr war der heilige Yvo zu seinen Lebzeiten (er starb 1330) ein gar gelehrter Mann, der die Jurisprudenz zu seinem Studium gemacht hatte und der als Advokat so manchem seinen Handel geschlichtet haben mag. So blieb er dem Volke ein mächtiger und einflußreicher Anwalt im Guten und im Schlechten, denn das Schlechte lebt heute freilich noch wie in den Urzeiten. Daß der Zauberglaube, die sympathetische Magie als solche, aus dem grauen Altertum stammt, soll damit durchaus nicht geleugnet werden.

Wir wollen nun noch ein paar äußerliche Kultsymbole besprechen, von denen unsere Sammlung eine bescheidene Anzahl besitzt. Amulettbreverln, das heißt Tuchfleckchen mit religiösen Symbolen, dem Namen Mariä, Namen Jesu, Herzen und dergleichen bestickt, trägt man auf der Brust mit sich herum, einem ganz universellen Aberglauben folgend. Ihnen gegenüber stehen die heilkräftigen Objekte von bestimmten Kultstätten, zu deren einfachsten Typen wohl die Kiesel aus heilkräftigen Quellen gehören, von welchen die Sammlung eine Anzahl aus der Quelle von Saint-Adrien nächst Barud im Morbihan aufweist. Bei ihrer Aufsammlung ist folgender Ritus vorgeschrieben: Man muß in der Kirche des Heiligen nach der Pilgerfahrt, auf den Knien liegend, fünf Ave und fünf Vaterunser beten, hierauf mit bloßem Kopfe von der Kirche zur Quelle gehen, sich hier die Hände waschen, einen Kiesel nehmen und in die Tasche stecken; dann wird man von allen Krankheiten, besonders von Koliken, geheilt. Interessanter und bemerkenswerter ist das Vorkommen eiserner und bleierner Votivfiguren in der Bretagne, von denen die Sammlung des Museums je ein Exemplar besitzt. (Taf. VIII, Fig. 12 u. 15.) Die eiserne Figur scheint nicht ganz vollständig zu sein; es ist ein Männchen mit kapuzenartiger Frisur, dessen Oberkörper eine enganliegende Ärmeljacke bedeckt, während die Füße in kurzen Hosen stecken; der eine Fuß ist nicht ausgeschmiedet und stellt einen ganz rohen Stumpf dar. Die eine

¹⁾ Die Kapelle wurde auch St. Yves de Trédarzec, St. Yves-du-Petit-Port u. s. w. genannt. Ich verdanke diese Mitteilung der Freundlichkeit des Herrn Direktors P. Banéat in Rennes. Vergl. auch Hémon: St. Yves de verité. Paris 1911.

Hand ist — wohl in zeremoniöser oder ritueller Weise — über die Brust erhoben, während die andere zum Kopfe hinauflangt. Oben auf dem Kopfe befindet sich ein Loch, das vermutlich zur Anbringung eines Gefäßes oder dergleichen gedient hat. Der Tracht nach dürfen wir die Figur wohl dem 17. Jahrhunderte zuschreiben; über Provenienz und Zweck derselben ist leider nichts weiter bekannt, der Typus der Figur sowie die Haltung der Hände lassen es aber als unzweifelhaft erscheinen, daß wir es mit einer Votivfigur zu tun haben, die etwa gegen Kopfweh oder dergleichen geopfert worden sein mag; lokale Forschung wird uns hierüber hoffentlich sichereren Aufschluß geben können.

Die zweite bleierne Figur trägt den Vermerk: »Bleistatue in Schutt der Kapelle des S. Eloi in der Gemeinde Neulliac (Morbihan) gefunden den 9. Oktober 1884.« Die Ausführung der Figur mutet höchst altertümlich an, im einzelnen analysiert stellt sie sich allerdings mehr als mit primitiven Kunstmitteln angefertigt denn als — chronologisch gesprochen — einem bestimmten alten Stil angehörig heraus. Zweifelsohne soll sie einen Bischof mit Mütze und Stab wiedergeben; die Musterung der Kasel, das Kreuz u. s. w. wirkt in ihrer plastischen Wiedergabe ganz besonders fremdartig und außergewöhnlich; es ist aber die Art der Stilisierung, wie gesagt, mehr rustikal als alt zu nennen. Da der heilige Eligius Bischof war, ist es naheliegend, daß die Figur ihn selber darstellen soll; über die Art der Opferung ist leider wieder nichts bekannt. Es sei übrigens hier darauf aufmerksam gemacht, daß der eben erwähnte Figurentypus in sehr ausgiebiger Weise für Fälschungen nutzbar gemacht wurde. Nach den mir von Herrn Professor R. Verneau in Paris in liebenswürdigster Weise übermittelten Angaben war es ein geschickter Präparator, der, vertraut mit der Behandlung alter Bleifiguren, eine ganz außerordentlich große Anzahl wohlgelungener Imitationen herstellte, die er im Antiquitätenhandel auch mit Erfolg zu vertreiben wußte. Er beschränkte sich dabei nicht bloß auf Figuren, welche der soeben beschriebenen ähnlich sehen, sondern produzierte noch eine ganze Anzahl anderer Typen, so Kruzifixusdarstellungen, Teufelsfiguren, Soldaten und dergleichen. Zwei kürzlich unserem Museum aus österreichischer Quelle zugekommene Stücke gehören ganz deutlich zu eben diesen Fälschungen, was auch auf der Abbildung leicht zu erkennen ist. Figur 14 auf Tafel VIII soll wohl einen Bischof darstellen; die Figur ist aber gänzlich mißverstanden worden. Statt der Mitra trägt sie einen Hut, der Krummstab ist mit einem langen Querbalken versehen, dagegen ist die Kasel ziemlich gut gelungen. Der Soldat (Taf. VIII, Fig. 13) zeigt dieselbe (!) Kopfbedeckung; Streitaxt, Pike oder Hellebarde und Säbel bilden zusammen die etwas unwahrscheinliche Ausrüstung des Kriegers. Jedenfalls sei zur kritischsten Vorsicht beim Ankauf solcher Stücke geraten. Dies das Wenige, das an Hand der in Besitz des Museums

gelangten Kultobjekte über das volkstümliche religiöse Leben der Bretonen in Erfahrung gebracht werden konnte; erwähnenswert scheinen noch die Kreuzsteine (Staurolith), die als Amulette dienen, und die Hubertusschlüsselchen aus Blei, die von S. Tugan (S. Hubert) kommen und gegen Hundswut schützen sollen, eine Amulettform, die bekanntlich gleichfalls weitere Verbreitung besitzt.

Belegstücke für beide Typen finden sich im Musée du Trocadéro in Paris.

Gerade über das religiöse Leben der Bretonen gibt uns übrigens erfreulicherweise die heimische Literatur detaillierteren Aufschluß.¹⁾

Es erübrigt uns nun, bevor wir einen zusammenfassenden Überblick über die gestaltenden Kräfte der bretonischen Volkskultur zu geben versuchen, eine kurze Würdigung der volkskünstlerischen Leistungen in der Bretagne, von denen schon des öfteren mit Bezug auf einzelne Typen der bäuerlichen Habe die Rede war.

Es besteht kein Zweifel: eine ursprüngliche, in Kunstformen und Ziermotiven echt bodenständige Volkskunst existiert in der Bretagne ebensowenig wie bei der bäuerlichen Bevölkerung Westeuropas und der fortgeschrittenen Teile Mitteleuropas überhaupt. Für alle Kreise, welche nicht unmittelbar schöpferisch an der Ausbildung des jeweils modernen Stils beteiligt sind — und dieser bricht sich immer zunächst im Milieu der Reichen, der Luxusmenschen Bahn — hängt die Kunst fertig am Objekt und seine Herkunft spielt eine entscheidende Rolle für die Herausbildung einer bestimmten Geschmacksrichtung, wenn wir in der Volkskunst von einer solchen überhaupt sprechen können. Denn in ihr herrscht in der Regel ein buntes Gemisch nicht zusammengehöriger künstlerischer Elemente, es geht alles durcheinander, um es recht handgreiflich auszudrücken, das ist nicht eine Errungenschaft unserer Zeit, sondern war immer so. Dieses Gewirre können wir nur dann leidlich zergliedern, wenn wir die Typen und zusammengehörigen Gruppen je nach ihrer Herkunft jede für sich gesondert betrachten, wie dies oben ja geschehen ist, die Möbel für sich, die Kleingeräte aus Holz, die Tonarbeiten, der Schmuck und was sich sonst eben noch findet. Aber selbst dann wird der Eindruck kein einheitlicher; das zeigen uns beispielsweise die Möbel: das Büfett ist nimmermehr mit dem Schrankbett künstlerisch in der Art verwachsen, wie die Möbel des bürgerlichen, beziehungsweise städtischen Haushaltes jeweils zu einem organischen Komplex im Sinne eines Stils umgestaltet wurden; man ließ das Alte in seiner alten Form und stellte das Neue daneben, wobei uns nur die reiche Aufnahmefähigkeit wundernehmen muß, die es dem einfacheren Handwerker ermöglichte, trotz des zähen Festhaltens des Hergebrachten sich auch dem Neuen nicht zu verschließen, sondern es gleichfalls in seiner Eigenart

¹⁾ Zitiert bei Vallaux a. a. O., S. 78 ff.

getreulich nachzubilden. Schöpferisch bereichert hat er es ja wohl selten, aber handwerklich hat er es immer ganz vorzüglich erfaßt; wir können das heute noch an der Imitation alter Möbel ersehen, die sich mit zunehmender Wertschätzung des altertümlichen Hausrates naturgemäß eingestellt hat und in der von bretonischen Arbeitern ganz Vorzügliches geleistet wird; anderswo die dort heimischen Möbel kopieren oder besser imitieren zu wollen, wo die Arbeiter auf keine heimische Tradition zurückgreifen können, würde wahrscheinlich ein weitaus weniger erfolgreiches Beginnen sein. Diese rein rezeptive Vielseitigkeit, wie wir vielleicht besser statt Stilverwirrung sagen, hat ihren Grund wohl zum großen Teil auch darin, daß eben im bäuerlichen Milieu das Alte, so lange es nur brauchbar ist, viel unbedenklicher in Gebrauch behalten wurde als in besser situierten Kreisen. Wirklich Altes neben wirklich Neuem kommt hier viel häufiger vor als sonst. An den Bett- und Banktruhen, von denen oben die Rede war, kann man ganze Musterserien aller Ziermotive finden, die dem Holzschnitzkünstler von den Zeiten der Gotik an geläufig wurden, davon einiges wirklich alt, anderes nur als archaische Überbleibsel aus älteren Zeiten aufzufassen. Viel mehr als an den Möbeln hat sich der bäuerliche Geschmack an den kleineren Holzarbeiten durchgesetzt, den Löffeln, den Modeln und anderem Kleingerät im Hause. Die Ziermotive sind hier zum größten Teil dem volkskünstlerischen Geschmack entsprungen oder doch eng mit ihm verwachsen, und ihr Überleben in verhältnismäßig späte Zeiten verleiht darum den Gegenständen ganz von selbst einen eigenartigen Charakter.

Einen sehr bedeutenden Raum nehmen ferner, wie in jeder Volkskunst, die Anregungen ein, die der Holzschnitzerei von Seite der Kirche erwachsen sind. Sie äußern sich in der Kleinplastik aus Holz, Heiligenfiguren für Kirche und Haus und dergleichen, vor allem aber in einer künstlerischen Durchbildung der hölzernen Bauteile von Kirchen und Kapellen, sekundär auch von Profanbauten, die als eine der eigenartigsten Schöpfungen der bretonischen Volkskunst wohl ein besonderes Interesse beanspruchen. Der Natur der Sache nach wird hiebei hauptsächlich Reliefschnitzerei betrieben, und diese erstreckt sich vor allem auf die Portale und auf die quergelegten Durchzugsbalken, die das Dach zu tragen bestimmt sind. Die Motive, die zur Verwendung gelangen, entstammen dem höheren Kunstschaffen; es sind wappenhaltende, paarig angeordnete Engel, Löwen, Ungeheuer und dergleichen, aber diese Darstellungen sind in einer Weise abenteuerlich erfaßt, daß wir sagen müssen: hier ist wahrlich noch eine in mittelalterlicher Gärung befindliche Phantasie schöpferisch an unbeseelten Dingen rege geworden. Es ist der Geist, aus dem die gotischen Fabeltiere und Wasserspeier geboren sind, welcher sich hier in noch verhältnismäßig später Zeit — die meisten noch vorhandenen Schnitzwerke stammen aus dem 16. Jahrhundert — in

äußerst naiver und volkstümlicher Weise ausspricht; ja wir stehen dem Ursprunge dieser Ideenwelt angesichts der einfachen bäuerlichen Arbeiten der Bretagne vielleicht näher, als bei der Betrachtung der Leistungen höherer Kunst, die eben doch vielfach an Inhalt das verlieren, was sie an der Form gewinnen.

Außer den oben erwähnten Balkentypen werden auch Ständerpfosten mit ähnlicher Auszier angetroffen. Das Museum für österreichische Volkskunde besitzt zwei derselben, deren untere Enden aus den Mäulern von zwei Ungeheuern herauswachsen; auch Gesimsstücke mit roh angeschnitzten Köpfen und Balkenköpfe, durchbrochen, mit umseitig angebrachten Kreuzblüten beschnitzt, gehören in die Reihe dieser merkwürdigen bildnerischen Erzeugnisse. (Taf. IV, Fig. 6—8.) Wir sehen in ihnen, wie gesagt, volkstümliche Arbeiten im wahren Sinne des Wortes; nicht bloß das Material, in allen Fällen eben Holz, sondern die ganze Art der Ausführung zeigt uns, daß es nicht angeht, sie von der Volkskunst abzutrennen, wenn sie auch zu kirchlichen Zwecken bestimmt waren. Es war und blieb das persönliche Milieu des Schnitzers, für das diese Dinge ausersehen waren und denen er darum sein Können so originell aufprägte. Für diese Behauptung steht uns ein ebenso interessanter wie eigenartiger Beleg zu Gebote; die oben erwähnten Durchzugsbalken waren nämlich auch für Profanbauten in Verwendung, und die Darstellung, die ein im Museum für österreichische Volkskunde befindliches Stück aufweist, läßt keinen Zweifel daran übrig, daß sie auch bei der ländlichen Bevölkerung in Gebrauch waren. Die technische Ausführung ist bis ins kleinste Detail identisch mit den früher besprochenen Kirchenschnitzereien, aber das Sujet ist ein ganz seltsames, derb volkstümliches: Mann und Weib, beide in obszöner Wiedergabe; es wird jeden Ethnographen geradezu verwundern, diese Dinge hier in zweifellos ernster Absicht und mit einer Natürlichkeit dargestellt zu sehen, die er sonst nur in außereuropäischen Gebieten zu finden gewohnt ist, und er wird keinen Moment darüber im Zweifel sein, daß eine solch bildliche Darstellung, welches immer ihre Bedeutung sein möge, nur einem in völliger Ursprünglichkeit verbliebenen Volksboden entwachsen konnte.

Blicken wir nun auf das gesamte Volksleben der Bretonen zurück, soweit es in diesen erläuternden Bemerkungen angedeutet werden konnte, so sehen wir wohl in erster Linie und am deutlichsten die Wandelbarkeit der äußeren gegenüber den inneren Kulturfaktoren. Rein äußerlich ist der Kulturbesitz der Bretonen im Laufe der Zeiten rastlos metamorphosiert worden, er hat längst auch seine Einheitlichkeit eingebüßt, ja er ist vielleicht nicht einmal so einheitlich verblieben, wie er sich in manchen Gebieten der Alpenländer bis vor kurzer Zeit erhalten konnte, wo eben die ganze Lebensform als solche im Zustande längstvergangener Zeiten verharret ist; dies hindert jedoch nicht, daß sich in der Bretagne als in einem Randgebiete manches

höchst Altertümliche inmitten der neuen Kulturmittel erhalten hat, aber mehr als einzelnes Gut denn zu ganzen Komplexen vereinigt. Die Einrichtung des Hauses ist stets und immer weiter umgebildet worden, das Kleingerät wurde jeweils im Sinne der neueren Errungenschaften ergänzt, auch die Volkstrachten, in denen romantische Neigungen hier wie überall uraltes Kulturgut sehen wollten, reichen nicht über das 16., in der Mehrzahl nicht über das 18. Jahrhundert hinaus. Nur innerlich hat die Umwandlung der Zeiten nicht so umstürzend eingegriffen. Seinem Denken nach ist der Bauer äußerst konservativ geblieben, und wie er auf rein wirtschaftlichem Gebiete durch lange Zeit der Erhalter, Bewahrer und Sparer des Volkes gewesen ist, so kann er diese Geltung auch für ein gutes Teil der geistigen Volkskultur beanspruchen, ein hochzuachtendes und schätzbares Verdienst, das freilich heute erst von der Wissenschaft gewürdigt und ihr, die von ihm noch so viel zu lernen hat, nutzbar gemacht wird.

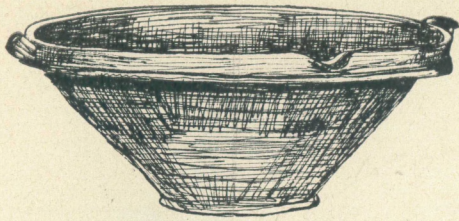
Mögen auch diese Zeilen das ihre dazu beitragen, die komplizierten Verhältnisse, wie sie in der Zusammensetzung einer jeden Volkskultur obwalten, klar ins Licht zu rücken und möge durch sie vor allem in den heimischen Landen, in Frankreich und der Bretagne selber, das Interesse geweckt werden, diesen Zuständen näherzutreten, damit die Lücken und Fehler, die dieser Arbeit zweifellos auch nach der Überzeugung des Autors anhaften, durch bessere Beobachtung und Bearbeitung möglichst bald ausgemerzt werden können.

Etymologische Erläuterungen zu den im Text gegebenen bretonischen Bezeichnungen.

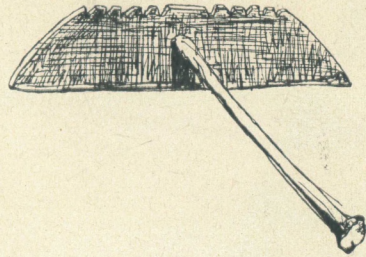
Von Dr. Julius Pokorny in Wien.

- astell (Trég.) = Holzspan, aus latein. astilla.
dalc'her (im Dialekt von Cornouailles „dalfer“) wörtlich = franz. tenir; ein Verb der Wurzel derg „fest“; skr. ḍr̥ḍha.
diaoul (H^o Cornouailles), aus franz. diable.¹⁾
freilh = fleau, aus latein. flagellum entlehnt
fust = Flegelgriff (futaille); aus latein. fustis entlehnt.
goulou rousin: gou-lou = franz. lumière, rousin: „resine“, aus franz. prov. rozina, afr. rosine, zu latein. resina.
gwerzid = fuseau (Spindel); zur Wurzel vert „drehen“, latein. verto etc.
inkin: Eisen an der Spindel, abgeleitet von „enequ“ = eng, latein. angustus.
kabel, wörtlich coiffure; aus vulgär latein. cappa, diminutiv capello.
kased; mir unbekannt, franz. cassette?
kèvre: Band, das Flegel und Griff vereinigt, überhaupt Band zum Vereinigen zweier Dinge.
ki-lutig: ki ist das Wort für Hund = κύων; die alten Kelten hatten Schlachthunde; daher wurde das Wort für Hund oft in der Bedeutung: Kämpfer, Beschützer — wenn es „Kämpfer im Dienst eines Gottes“ bedeutete — auch so wie „Diener, Instrument“ gebraucht.
klogé = koklé, aus latein. cochlea entlehnt, volksetymologisch umgewandelt durch Beeinflussung von (Cornouailles) „coc“ = Kochlöffel.
klosen = gousse, cosse, „Büchse“. Kontamination aus franz. „cosse“ und „clos“.
kram poez: wörtl. gebackener Teig, kram aus vulgär latein. chrisma, poez verwandt mit latein. coctus, skr. pok-ta etc.
les, wenn für mittelbreton. lezr stehend = „cuir“, in urkeltischer Zeit aus dem germanischen „Leder“ entlehnt.
pen-gab; eigentlich „tête du bout“: penn = tête + „kab“ — „bout“, aus vulgär latein. capum (dieses aus caput) entlehnt.
pillig, soviel wie franz. poêlon, Becken zum Wasserwärmen. Aus latein. pila „mortier.“
plad, aus franz. plat, desgleichen pladen (eigentlich Wagschale).
planken = planche, aus dem Altfranz. entlehnt.
poud-min: poud aus franz. pôt, min = 1. museau, 2. mine, 3. cap.
rozel, aus latein. rādo, rāsum, über ein vulgär latein. *rasella entlehnt.
sklinsen, soviel wie „éclisse, attelle“, Spatel, aus altfranz. esclicier.
skourjez: Peitsche, aus altfranz. escourgée entlehnt.
spanel: Spatel, aus ags. spannen, spann.
torchen: aus dem franz. torcher entlehnt.

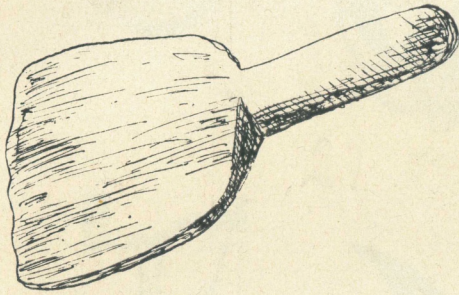
1) Erklärung von Professor Loth in Paris.



1



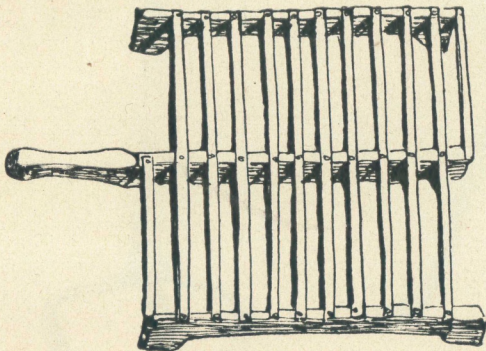
2



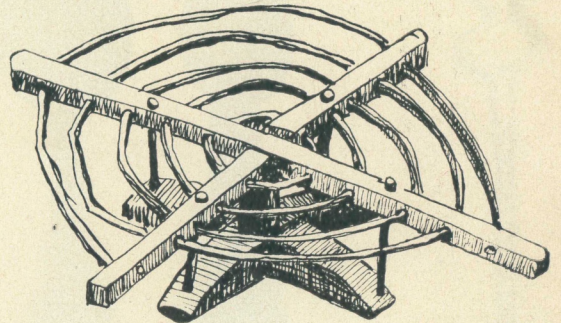
3



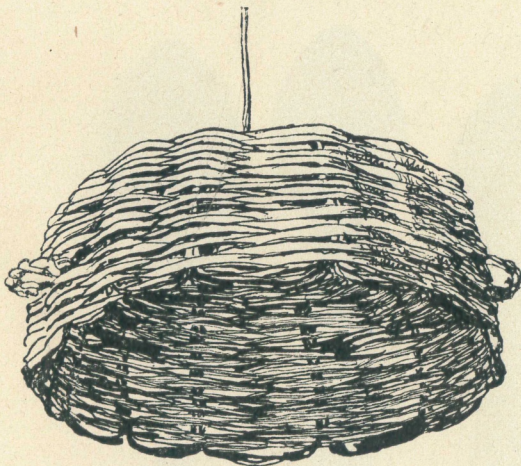
4



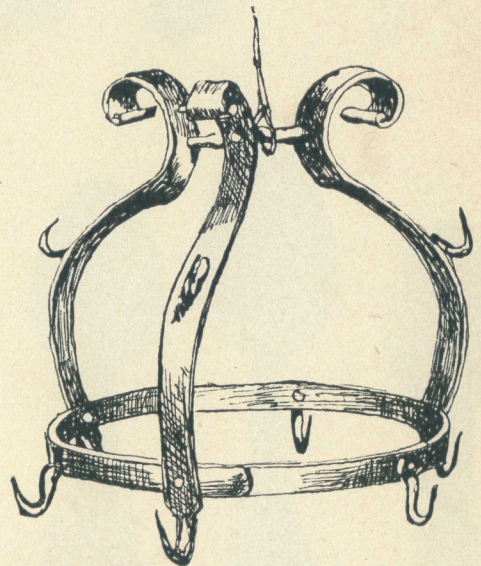
5



6



7

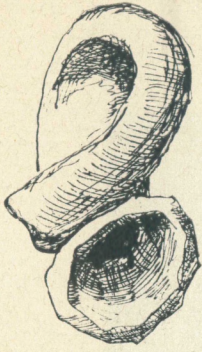


8

Fig. 1. Tonschüssel, innenseitig braun glasiert.
Fig. 2. Schabschaufel aus Holz.

Fig. 3. Holzschaukel zum Verstreichen des Teiges.
Fig. 4. Fladenwender aus Holz.

Fig. 5—6. Krapfenroste aus Holz.
Fig. 7. Brotdeckel.
Fig. 8. Speckhänge.



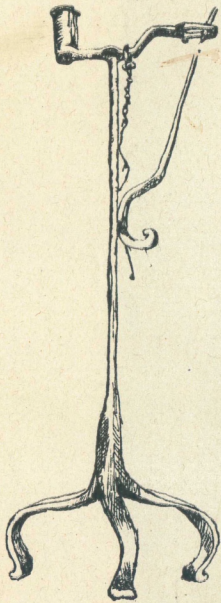
1



2



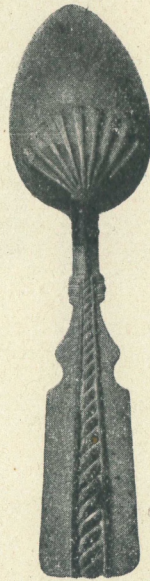
3



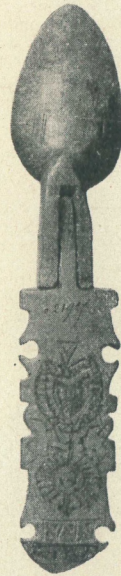
4



6

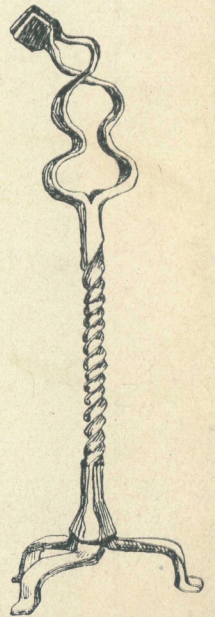


7

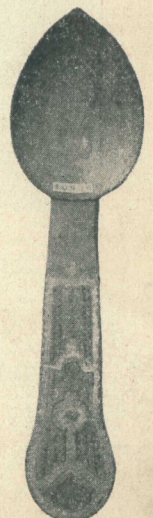
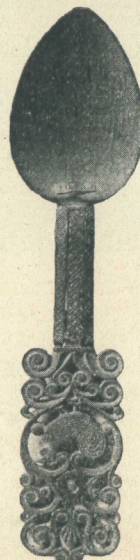
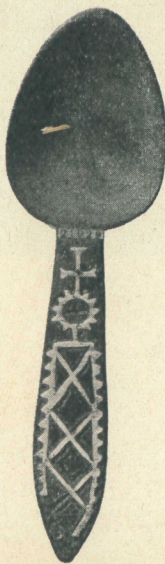
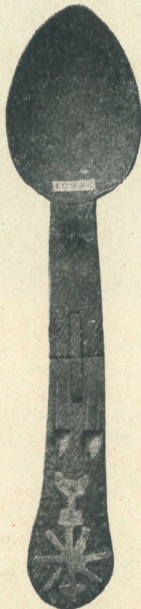
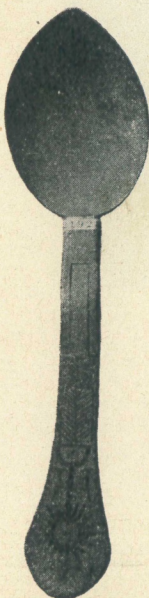


8

6-8



5



9-14



Fig. 1. Buttermodel aus Holz.

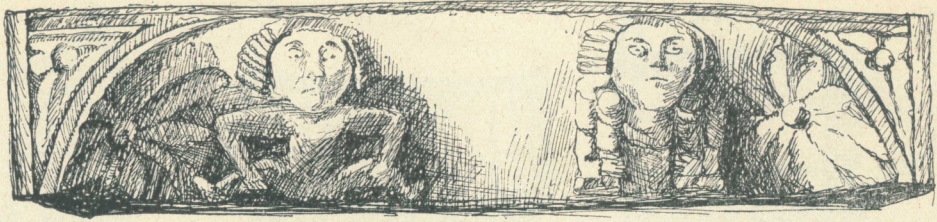
Fig. 2. Butterform aus Blei.

Fig. 3. Spindel aus Holz.

Fig. 4. Hochzeitslöffel.

Fig. 5. Spindel mit Bleiaufsatz.

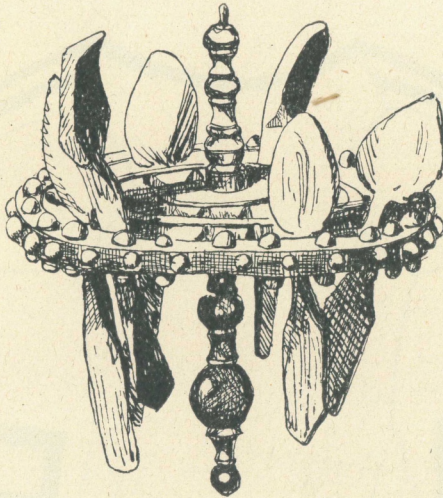
Fig. 6. Hochzeits- oder Geschenklöffel, datiert 1831.



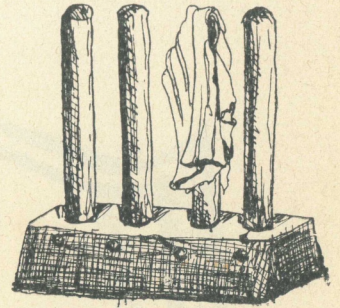
I



2



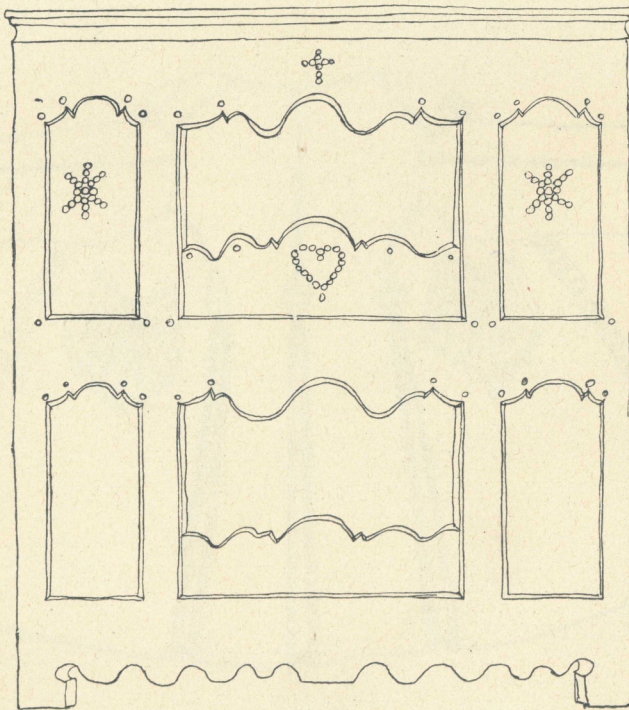
3



4



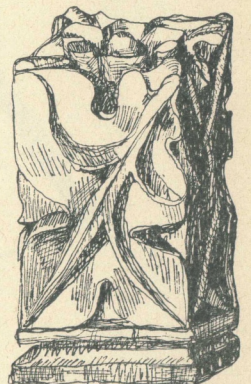
6



5



7



8

Fig. 1. Türbalken aus Eichenholz. Fig. 2. Leuchter für Harzkerzen. Fig. 3. Löffelhänge. Fig. 4. Trockengestell für Kinderstrümpfe. Fig. 5. Vorderwand eines Kastenbettes. Fig. 6. Stützpfeiler aus Holz. Fig. 7-8. Geschnitzte Zierstücke von Kirchengebälken.

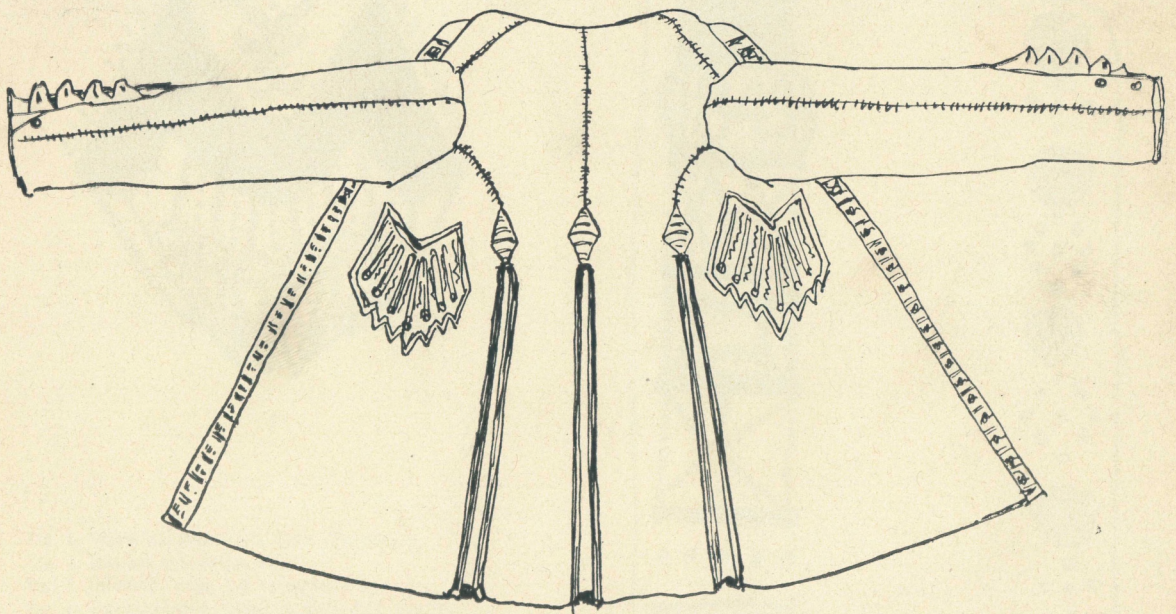
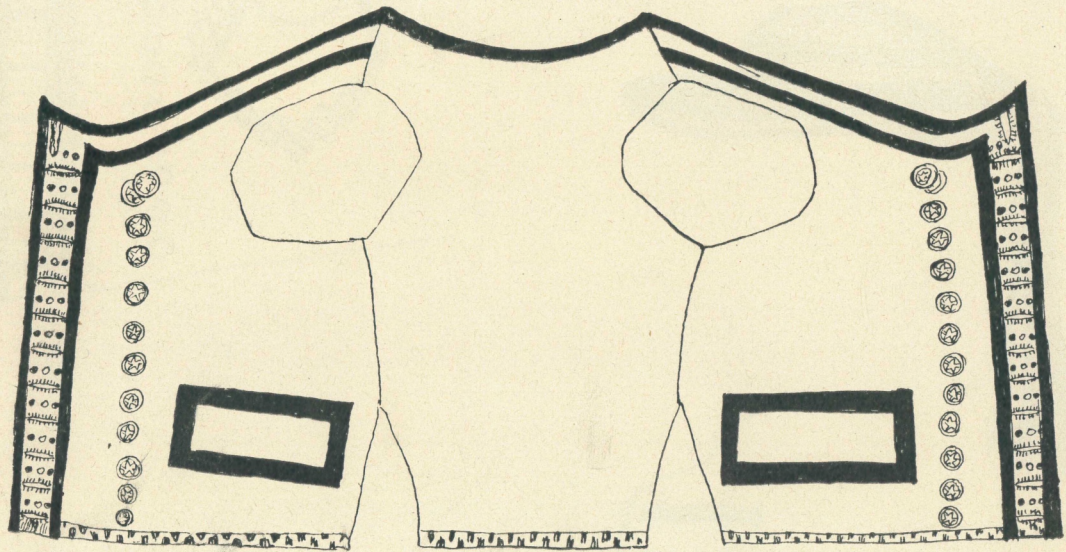
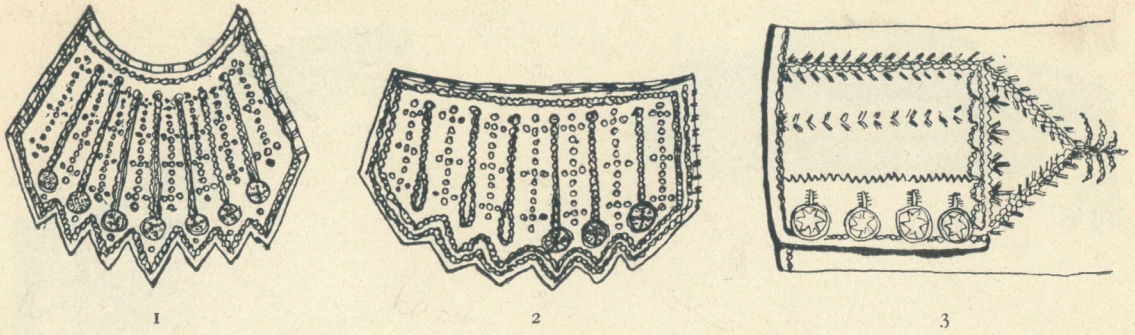
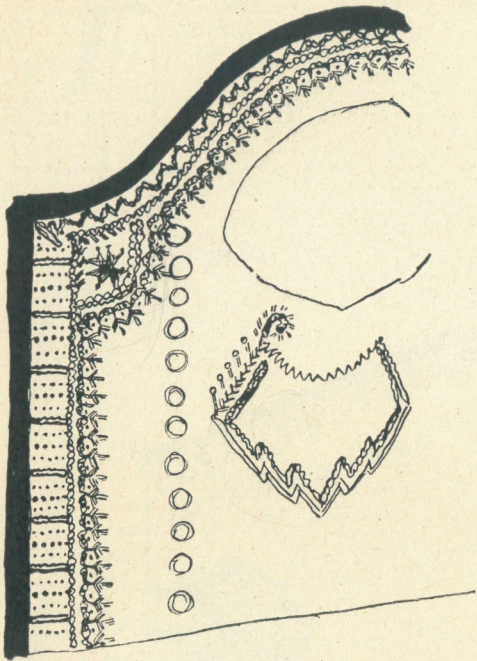
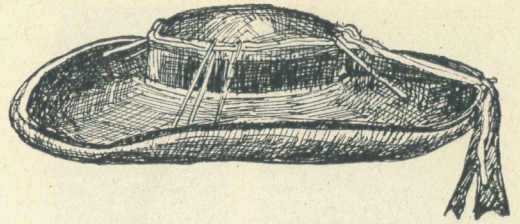


Fig. 1—2. Taschenklappe und Ärmelstickerei (Details von Fig. 5). Fig. 3. Ärmelende, schwarz bestickt (Detail von Tafel VII, Fig. 1). Fig. 4. Weste aus weißem Flanell, mit schwarzen Samtborten benäht. Fig. 5. Ärmelrock aus dunkelbraunem Tuch, datiert 1843.



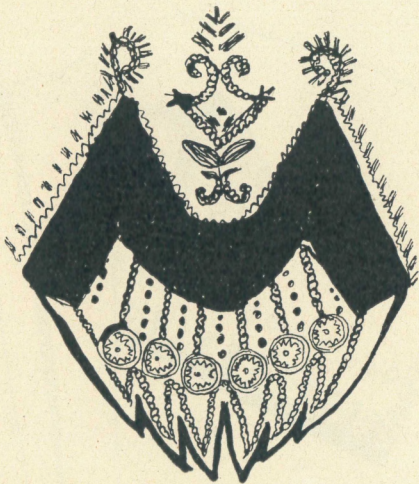
1



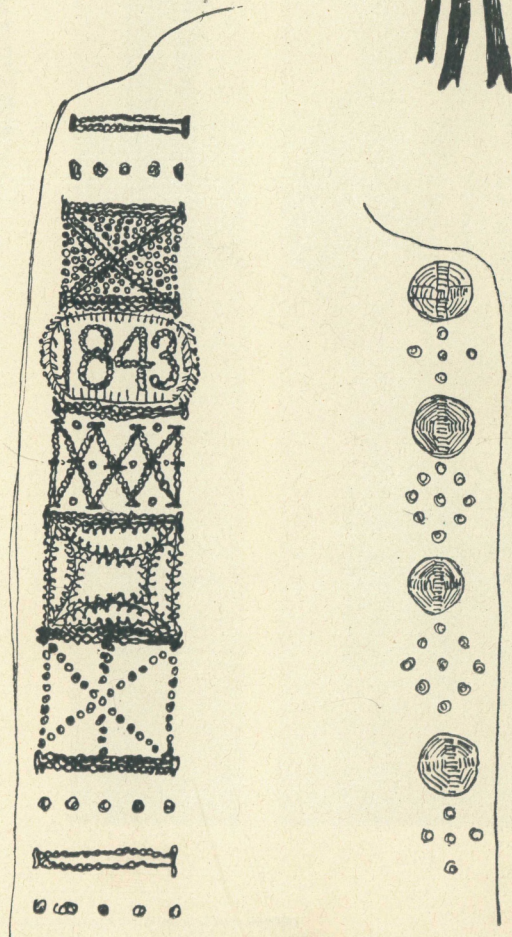
2



3



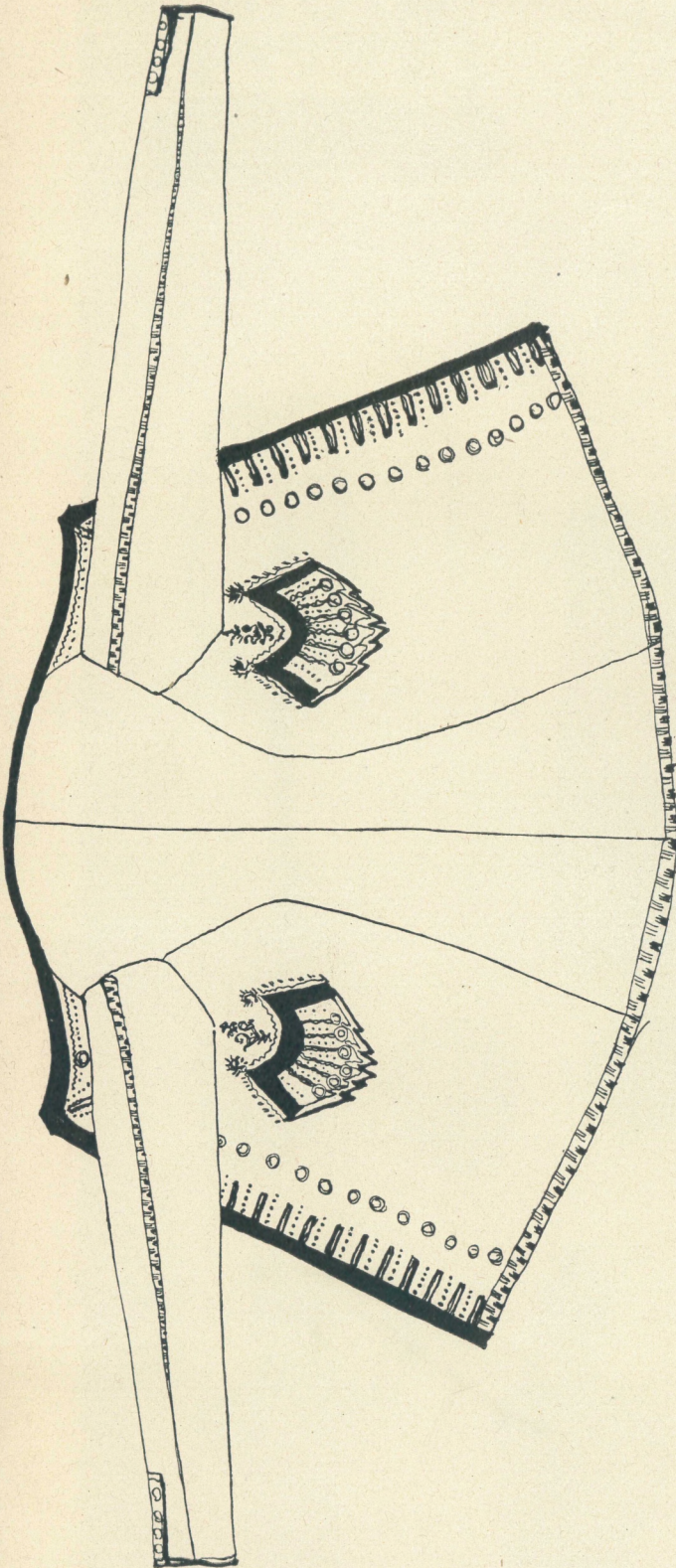
4



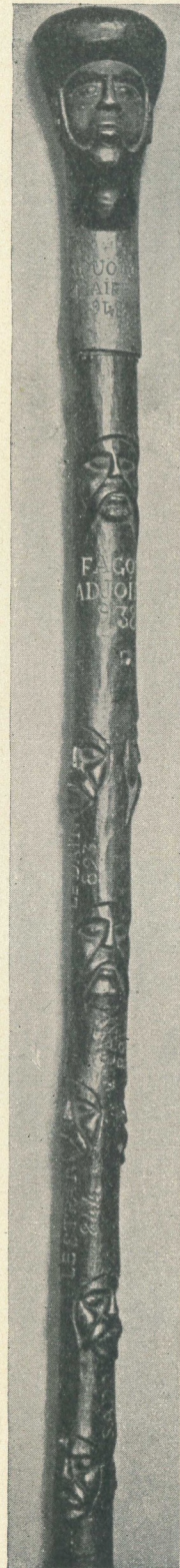
5

6

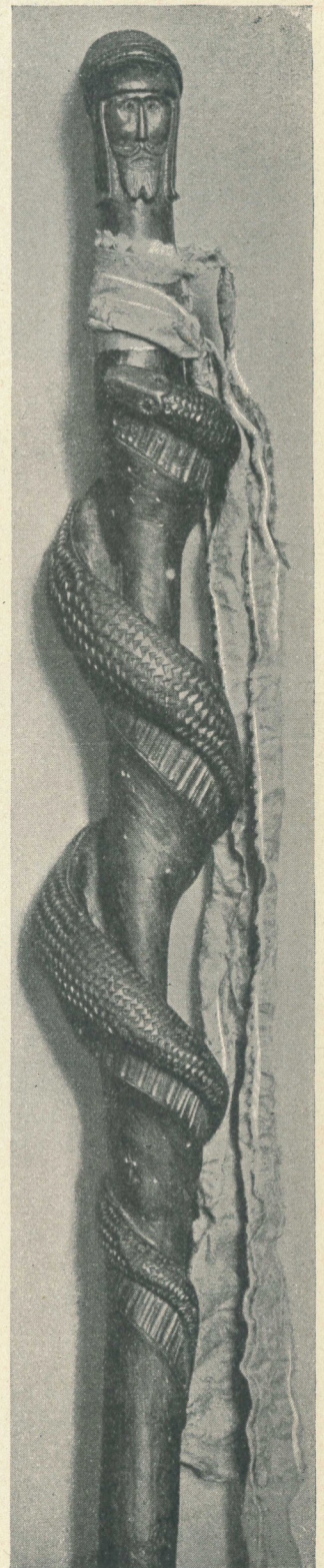
Fig. 1. Weste aus schwarzem Tuch (Vorderteil).
Fig. 2. Hut aus schwarzem Filz.
Fig. 3. Strohhut, weiß, mit Samtbänderbehang.
Fig. 4. Taschenklappe, Detail zu Tafel VII, Fig. 1.
Fig. 5-6. Details der Bruststickerei von Fig. 5, Tafel V,
rechtsseitig und linksseitig.



1

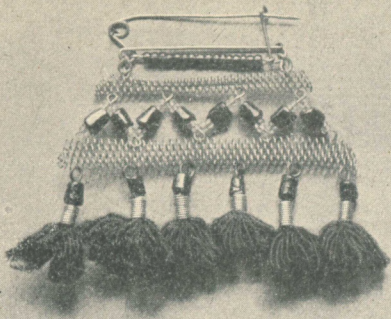


2

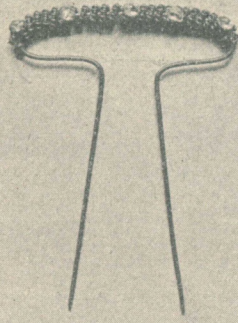


3

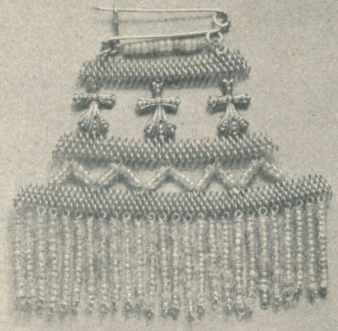
Fig. 1. Ärmeljacke aus weißem Flanell, mit schwarzen Samtborten benäht,
Fig. 2. Schulzenstock von Pontivy.
Fig. 3. Bräutigamsstock.



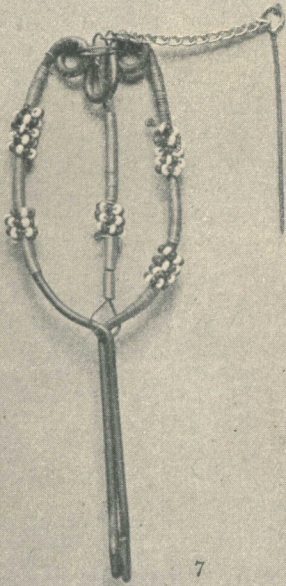
1



3



2



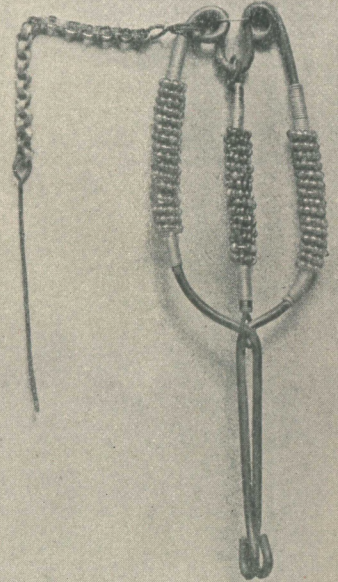
7



4



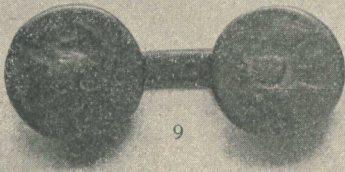
5



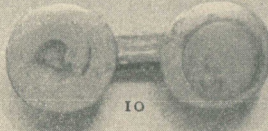
8



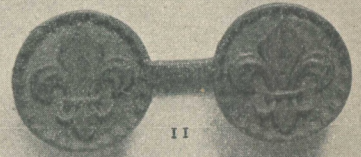
6



9



10



11



12



13



14



15

Fig. 1 u. 3. Brustfibeln aus Draht.
Fig. 2. Haarnadel aus Draht.

Fig. 4-5. Schmuckstücke aus Zinn.
Fig. 6. Gußform aus Schiefer.
Fig. 7-8. Fidibusklemmer.
Fig. 9-11. Hosenknöpfe aus Kupfer, Blei und Holz.

Fig. 12. Votivfigur aus Eisen.
Fig. 13-14. Bleifiguren (Falsifikate).
Fig. 15. Votivfigur aus Blei, Marbihau.

